

BILDER AUS WIEN

Erinnerungen eines Wiener Künstlers

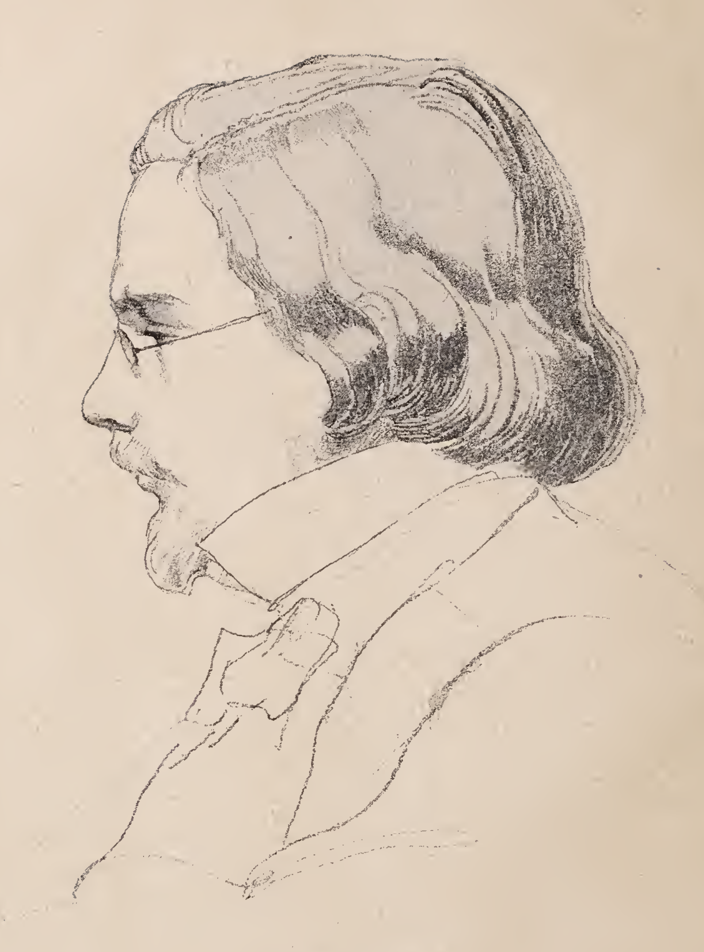
von

W. O. Noltsch

Stuttgart u. Wien.
Jos. Roth'sche Verlagshandlung.



6^{50}



W. O. Noltsch.

Gezeichnet von Heinrich Reinhart in Venedig 1858.

Bilder aus Wien.

Erinnerungen eines Wiener Künstlers

von

W. O. Noltsch.

Illustriert vom Autor und von Zeit- und Kunstgenossen.



Stuttgart und Wien.
Jos. Roth'sche Verlagshandlung.
1901.

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

Wie es kam, daß ich meine Erinnerungen schrieb.

Auf der von Weinreben umrankten Veranda einer Villa im neunzehnten Bezirke von Wien, saßen eines Tages nach dem Mittagessen beim schwarzen Kaffee der Herr des Hauses, Richard Kralik und meine Wenigkeit einander gegenüber. —

Nachdem wir verschiedenes über Litteratur gesprochen hatten, schwieg sich Freund Kralik wieder einmal gründlich aus und ich rauchte dazu einige Cigaretten. Plötzlich ergriff er wieder das Wort und es entspann sich folgendes Zwiegespräch:

Kralik: „Du! Noltsch! Du mußt deine Erinnerungen schreiben!"

Ich: „Was? Ich meine Erinnerungen? Du geruhst wohl zu scherzen!" —

Kralik: „Keineswegs — ich meine es ganz ernstlich."

Ich: „Ja, aber um Gotteswillen! Ich habe ja in meinem bescheidenen Dasein nichts Ungewöhnliches, die Welt Interessierendes erlebt. Ich bin weder ein Feldherr, noch ein Diplomat oder Weltumsegler und dergleichen, sondern nur ein Maler und habe als solcher nicht einmal berühmte Feldzüge mitgemacht wie Albrecht Adam, oder in meisterlich gemalten Fresken verewigt wie Karl Blaas."

Kralik: „Lieber Freund! auf den bunten Inhalt kommt es da nicht an. Das schlichteste Leben eines Menschen schlicht und treuherzig erzählt, ist anregender und belehrender als die aufgebauschtesten Erfindungen eines gewöhnlichen Romanschreibers! Dies bedenke und gehe gleich morgen an die Arbeit." —

Ich (nach einigem Zögern): Nun, wenn du glaubst und die Verantwortung mit übernimmst, so will ich es versuchen. Schlimmstenfalls wasche ich mir die Hände wie Pontius Pilatus — —"

Hiermit endete unser diesbezügliches Gespräch, und nach wiederholten Mahnungen ging ich endlich „an die Arbeit".

So entstanden allmählich nachfolgende Erinnerungen.



Inhalt.

Jugend.

I. Kinder- und Knabenjahre.

II. Das Jahr 1848.

III. Studienjahre.

IV. Neues Leben.



Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Rückert.

I. Kinder- und Knabenjahre.

Schlafe, Büblein! schlafe ein,
Morgen weckt dich Sonnenschein;
Sonne macht dich stark und groß,
Lockt dich aus der Heimat Schoß,
Reitest in die weite Welt,
Wirst ein Freier, wirst ein Held,
Wirst ein König über'm Meer;
Schwingst dich auf zum Sternenheer,
Aus dem dunkeln Erdenthal
In den lichten Himmelssaal!
Schlafe, Büblein! schlafe fein,
Morgen weckt dich Sonnenschein!

Wiegenlied von W. O. Noltsch.

1. Unbewußt Erlebtes.

Vivos voco — mortuos plango.
Schiller.

Es war in Wien — im alten „gemütlichen Wien" des Kaiser Franz — und zwar in einem Zinshause der ehemaligen Vorstadt „Laimgrube", wo am 28. Februar 1835 sich ein für mich höchst bedeutsames Ereignis zutrug.

An jenem Orte und an diesem Tage erblickte ich, wie man zu sagen pflegt, das „Licht der Welt". Dies, wie ich glaube annehmen zu dürfen, freudige Familienereignis, stand aber zeitlich in naher Beziehung zu einem traurigen Staatsereignisse — denn bald nachdem ich, aus dem ersten Schlummer erwachend, meine Augen geöffnet hatte, schloß die seinen zum letzten Schlummer Kaiser Franz I. von Österreich.

Er starb bekanntlich am 2. März 1835.

Es leben gegenwärtig wohl nur mehr wenige Menschen in Wien, welche noch über die Ereignisse in jenen Tagen als Zeitgenossen berichten können. Einer von diesen wenigen erzählte mir nun vor kurzem folgendes über den Tod des Kaisers:

„Es war eine trübe, naßkalte Frühjahrsnacht. Ich saß mit einigen jungen Leuten in einem Kaffeehause in der Leopoldstadt.

Wir besprachen in gedrückter Stimmung die letzten, ziemlich hoffnungslos lautenden Nachrichten über das Befinden des schwer erkrankten Kaisers, als plötzlich die Thüre des Lokales aufgerissen wurde und eine Stimme von der Straße hereinrief: „Der Kaiser ist tot!"

„Sofort erhoben wir uns alle und eilten der „Inneren Stadt" und der kaiserlichen Burg zu. Auf unserem Wege läuteten wir an den Hausthoren, pochten an die Gassenladen und teilten den aufgescheuchten Schläfern die Trauerkunde mit. In der Burg angekommen, drangen wir ungehindert, mit noch anderen, von verschiedenen Richtungen der Stadt herbeigekommenen Menschen, halblaut klagend und schluchzend bis ins Schlafgemach des Kaisers, welcher mit einer weißen Nachtmütze auf dem Kopfe und mit über der Brust gekreuzten Händen wie schlummernd auf seinem Bette lag — —"

So erzählte mir der trotz seines hohen Alters noch geistig und körperlich regsame Greis. Am Morgen aber hieß es: „Der Kaiser ist tot! Es lebe der Kaiser!" und zwar Kaiser Ferdinand, mit dem ihm später vom Volke zuerkannten Beinamen: „der Gütige" und ein deutscher Dichter — Platen — sang in Italien:

„Schnell kam von der Donau Gestad' zum Arnostrand
Mächtige Kunde —
Der alte Kaiser erblich, der in dem Zeitstrom erfuhr
Manch stolzes Glück und des Leids Bitterkeit —
— — — — — — — — — — — — — —"

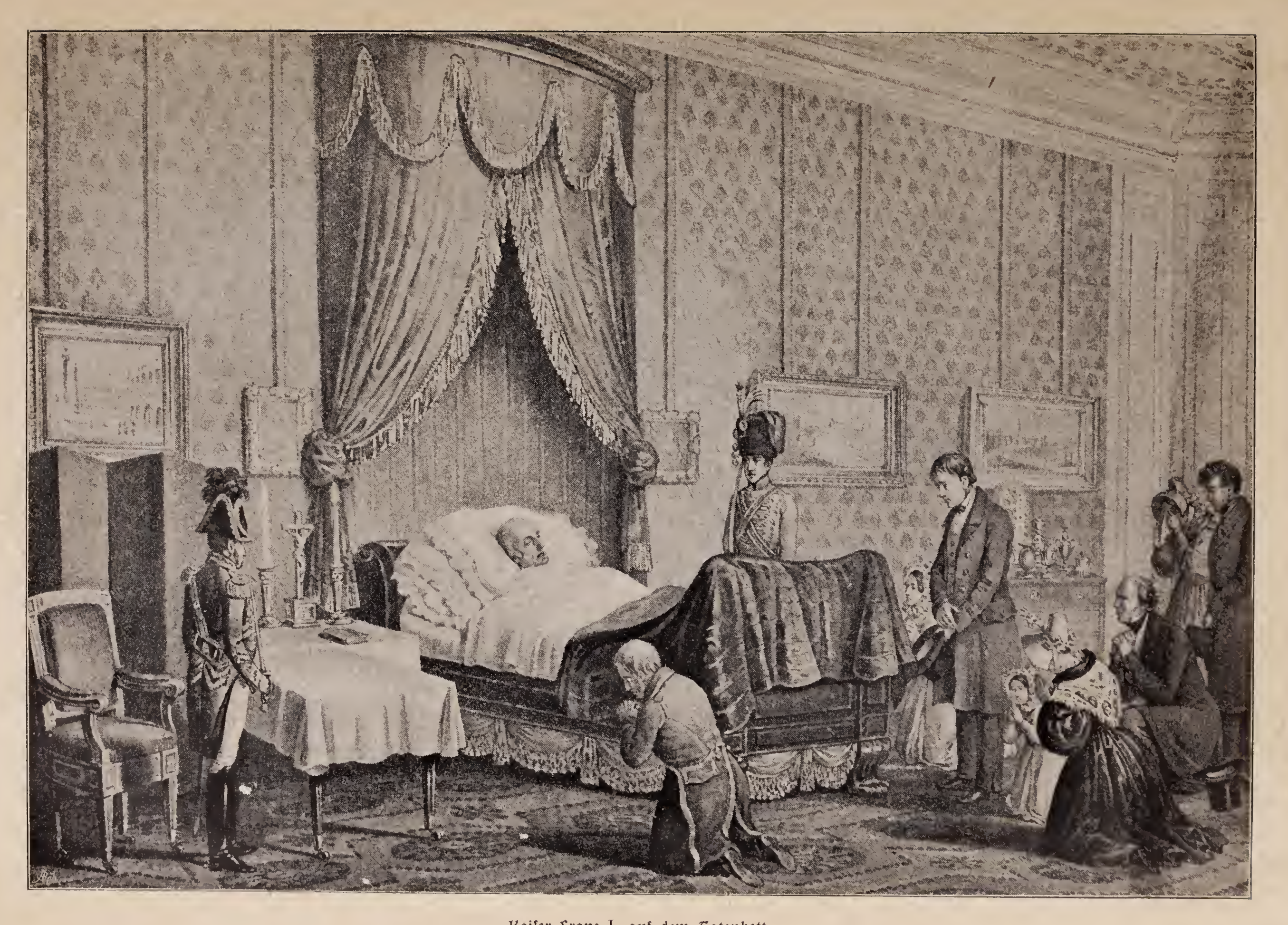
Dies waren meine ersten unbewußten Erlebnisse, lange bevor die „Philosophie des Unbewußten" formuliert wurde.



2. Erste Eindrücke.

Froh betritt das Kind des Lebens Bühne
Mit von Daseinslust durchglühten Wangen,
Aber bald erfüllt die junge Seele
Rätselvolles Sehnen und Verlangen.
W. O. Noltsch.

Ich erhielt in der heiligen Taufe die Namen Wenzel, Ottokar, Anton — und zwar die beiden ersteren wegen meiner böhmischen Abkunft väterlicherseits und den letzteren meinem Taufpaten zu Ehren — und das „Milieu", in welches ich beim Beginn meines Daseins



Kaiser Franz I. auf dem Totenbett.

Einige Stunden nach seinem Tode gezeichnet von Maler Höchle, 2. März 1835. Lithogr. von F. Wolf. (Museum d. Stadt Wien.)

versetzt wurde, war das eines „k. k. Beamten" mit einem jährlichen Gehalt von 600 Gulden Konventionsmünze nebst einer monatlichen Fassung „in natura" eines Pfundes Wachskerzen und eines Buches sogenannten Kanzleipapieres.

Die Wachskerzen, als die damals vornehmsten Spender künstlichen Lichtes, kamen in den „unteren" Beamtenkreisen nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten zur Verwendung, und der Verwahrungsort des Papieres war mir, sowie meinen sich nach und nach vermehrenden Geschwistern — ich war nämlich der Erstgeborene — deshalb genau bekannt, weil es uns den Stoff lieferte, um die für das beliebte „Soldatenspiel" unumgänglich notwendigen dreigespitzten Kopfbedeckungen, sowie die Kanonenschüsse markierenden Papier-„Kleschen" immer wieder neu zu erzeugen.

Was nun den Schauplatz unserer meist sehr geräuschvollen Spiele anbelangt, so war unsere Wohnung, welche bald nach meiner Ankunft in das sogenannte „Wollbaumhaus", in der derzeitigen Gumpendorferstraße, verlegt worden war, dem erwähnten Einkommen entsprechend klein und bescheiden, besaß aber vor tausend anderen in Wien den Vorzug einer umfassenden Aussicht.

Dieselbe erstreckte sich über zahllose Dächer, Rauchfänge und Gärten und hatte als äußerste Begrenzung zur linken Hand die Kuppel der Karlskirche mit dem Belvedere — in gerader Richtung die langgezogene Höhe des Wienerberges mit der „Spinnerin am Kreuz", und nach rechts den duftig blauen Hügelzug „der Brühl" mit dem Anninger, über welchen bei klarem Wetter der Schneeberg sichtbar wurde.

Dieser Ausblick war für mich frühzeitig eine unerschöpfliche Quelle anregender Genüsse und unbewußter Poesie.

Von den vier Fenstern unserer Wohnung war eines, mit einem Schutzgitter versehen, speziell für uns Kinder freigelassen, während die übrigen mit den verschiedensten Topfpflanzen und Blumen geschmückt waren. An jenem sogenannten „Kinderfenster" nun verbrachte ich Stunden und halbe Tage, angezogen von den wechselnden Erscheinungen der Morgen-, Mittags- und Abendbeleuchtung, oder von dem „gruseligen" Schauspiel eines heranziehenden Gewitters. Sommerliche Vollmondnächte aber waren der Gipfelpunkt dieser Naturgenüsse.



Meine Mutter.
Gezeichnet von J. Kordik 1851.

Da schlich ich mich, nachdem Eltern und Geschwister eingeschlafen waren, in meine Bettdecke gehüllt, an das offen gebliebene Kinderfenster und machte es mir auf demselben bequem.

Die nächtliche Ruhe, das magische Flimmern der Sterne, der bald von phantastischen Wolkengestalten verdunkelte, bald wieder rein und glänzend strahlende Vollmond, das mystische Rauschen der Wien, die nicht weit entfernt von unserem Hause über eine Wehr floß, das Schlagen von Nachtigallen in den zahlreichen Gärten



Mein Vater.
Gezeichnet von J. Kordik 1851.

jenseits des Flusses — all dies war so recht geeignet, mich mit gestaltlosen Träumereien und einer geheimnisvollen Sehnsucht nach etwas Unaussprechlichem und Unerreichbarem zu erfüllen.

Zur näheren Erklärung meiner frühreifen Empfänglichkeit für solche Eindrücke sei erwähnt, daß ich schon in meinem fünften Lebensjahre Lesen gelernt hatte und mich, mit dieser Kunst ausgerüstet, bald für alles „Gedruckte“ zu interessieren begann. Nebst den Jugendschriften von Christoph Schmid und dem Robinson Crusoe waren

auch ein Leben Mohammeds und Schillers Gedichte und Dramen in meine Hände gelangt. — Selbstverständlich interessierten mich in den letzteren nur die meiner Fassungskraft zugänglichen Stellen, besonders alle kriegerischen oder phantastischen — z. B. in der „Jungfrau von Orleans" die zwischen der Jungfrau und dem „schwarzen Ritter" sich abspielende Scene. Wie überlief es mich da immer heiß und kalt, wenn es in der eingeschalteten Bemerkung hieß: „Donner und Blitz, der schwarze Ritter versinkt", und mehr als einmal verkroch

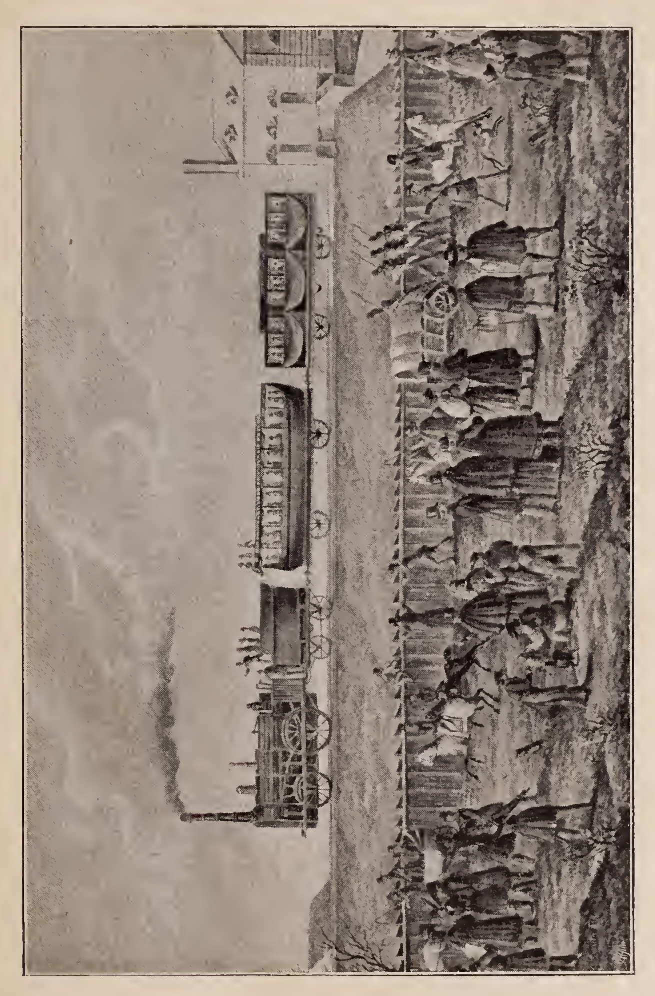


Mein Vater am Klavier.
Gezeichnet von H. Reinhart 1860.

ich mich, mit dem betreffenden Bändchen in der Hand, unter ein Bett, um ganz sicher und ungestört solchen Genüssen fröhnen zu können.

Noch zwei andere Werke aus der bescheidenen Bibliothek meines Vaters wirkten anregend und befruchtend auf meine kindliche Phantasie, nämlich ein sogenannter „Orbis pictus" und Meyers „Universum". Letzteres besitze ich noch und seine in einer nun veralteten Technik in Stahl gestochenen Ansichten aus Venedig, Rom, Neapel, Jerusalem u. s. w. versetzen mich bei ihrer Betrachtung wieder lebhaft in die so fernen, fernen Tage meiner Kindheit. Aber wie weit entfernt sie auch schon liegen, so haben sich mir aus den frühesten derselben doch einige Reminiszenzen dauernd eingeprägt.

So erinnere ich mich, als ob es gestern gewesen wäre, daß ich eines Abends, noch wach und in meinem Kinderbette liegend, plötzlich meine beiden Eltern bemerkte, welche sich mir mit einem Lichte vorsichtig näherten. Als richtiger Spitzbube schloß ich sofort



Die erste Fahrt auf der Wiener Nordbahn nach Wagram am 6. Januar 1838.
Aquarell von F. Wohlmuth. (Museum d. Stadt Wien.)

die Augen und stellte mich schlafend und hörte so, wie meine Mutter dem Vater bei meinem Anblick zuflüsterte: „Ist er nicht ein lieber Kerl, unser Wenzerl!"

Wenn man nun auch der verblendeten Mutterliebe Rechnung trägt, so dürfte diesem Ausspruch doch nicht jede Berechtigung gemangelt haben — da ich mich mit Vergnügen erinnere, auch später noch der Gegenstand zärtlicher Gefühle gewesen zu sein, Gefühle, welche mit verblendeter Mutterliebe nichts zu thun hatten.

Diese, übrigens in aller Bescheidenheit erwähnte, Geschichte möchte ich aber allen jungen Damen zur Berücksichtigung empfehlen, welche diesen Erinnerungen ihre gütige Teilnahme zuwenden. Ich habe nämlich die Erfahrung gemacht, daß, wenn junge Mädchen einen netten, kleinen Buben herzig finden und liebkosen, und ein dabei anwesender älterer Herr, z. B. meine Wenigkeit, die harmlose Bemerkung wagt, daß er einst auch so herzig gefunden und liebkost wurde, die betreffenden Damen eine solche Möglichkeit sofort mit einem unzarten Gelächter abweisen, und zwar ohne Grund, wie die erzählte Thatsache schlagend nachweist.

Zu den frühesten Erinnerungen gehört auch die an die erste Lokomotive, welche mir vor die Augen kam. Mit geheimnisvollem Grauen erfüllte mich der Anblick dieser riesigen, gegliederten Eisenmasse und ihr glühendes Innere. Dies war am Nordbahnhof. Nach einigen Jahren betrachtete ich dann mit demselben Interesse von unserem Kinderfenster aus die in der Ferne rasch dahingleitenden weißen Rauchstreifen der Eisenbahnzüge auf der Südbahn.

3. Ernst und Scherz.

„Halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen."
Goethe.

Eine überaus gütige und sich für uns aufopfernde Mutter vertrat bei uns Geschwistern fast den ganzen Tag auch die Stelle des wegen seines Amtes meist abwesenden, übrigens ebenso gütigen Vaters. Im Gegensatz, aber im friedlichsten, zu diesem, welcher sich dem Geiste der Zeit entsprechend als „Aufgeklärter" fühlte, war unser Mütterchen eine unerschütterlich gläubige Katholikin und pflanzte frühzeitig den entwicklungsfähigen Keim der gehalt- und trostvollen christlichen Weltanschauung in unsere empfänglichen Kinderherzen.

Diesem Keime und dem Beispiele eines durch keine Disharmonie getrübten Familienlebens muß es wohl auch zugeschrieben werden, daß von uns Kindern keines mißriet.

Diese Mutter nun, selbst eine „Frohnatur", ließ unseren kindlich fröhlichen Spielen gegenüber stets die weitgehendste Nachsicht walten, eine Nachsicht, die wir, nach lebhafter Kinder Art, nicht selten rücksichtslos ausbeuteten.

So wurde zuweilen, und zwar unter meiner Leitung und im Zusammenhange mit meiner schon erwähnten Lektüre, ein Teil der Wohnungsmöbel und Küchengeräte von mir und meinen Geschwistern zusammengeschleppt und, je nachdem, entweder zu einem Seeräuberschiff mit Masten und Segeln oder zu einer Art mittelalterlicher Burg oder einem Beduinenlager rc. verbaut und dann als Schauplatz von meist kriegerischen Scenen verwendet, deren so realistisch als möglich nachgeahmtes Getös und Kampfgewühl manchmal doch mit einer mütterlichen Protestmanifestation — auch „Donnerwetter" genannt — mehr oder weniger tragisch abschloß.

Um unsere schwer zu bändigende Vitalität wenigstens zeitweise zu fesseln, versuchte Mama dann und wann uns durch „Geschichtenerzählen" zu kaptivieren, was besonders immer wieder den Geschichten von „Hansl und Gretl", von der „heiligen Genovefa", von der „schönen Magelone" oder vom grausamen „Ritter Blaubart" gelang. Unsere Lieblingsstelle in letzterem war diejenige, in welcher die Burgfrau an ihre Besucherin die öfter wiederholte Aufforderung und Frage richtet: „Iß die Frau G'vatterin! Trink die Frau G'vatterin! Warum ist denn die Frau G'vatterin so traurig?"

An schönen Sommernachmittagen aber führte Mama uns auf die Rasenplätze des sich zwischen der „Inneren Stadt" und den Vorstädten ausbreitenden „Glacis", wo uns dann der Vater abends, vom Bureau kommend, aufsuchte und auf dem Heimweg begleitete, nachdem wir Kinder uns nach Herzenslust in der frischen Luft ausgetobt hatten.

Auf dem Hin- und Herwege aber erregte eine Erscheinung stets mein höchstes Interesse: An dem der „Inneren Stadt" zugewendeten Ausgang der damaligen Kothgasse (jetzt Gumpendorferstraße) vor dem Thor des sogenannten „Jesuiterhofes" stand damals immer ein Husar als Wachposten des dort stationierten „Feuer-Pikets". Dies war eine kleine Kavallerie-Abteilung, welche zu Pferde



Ein österreichischer Husar im Jahre 1840.
Lithogr. von F. Hofbauer.

ausrückte, sobald an dem von hier sichtbaren Stefansturm bei Tag eine rote Fahne und nachts eine brennende Laterne, ein in der Stadt oder der Umgebung ausgebrochenes Schadenfeuer und dessen Richtung signalisierte, bei welchem dann die genannte Kavallerie die Ordnung aufrecht zu erhalten hatte.

Was konnte es nun für einen Buben unter allen ihm schon bekannt gewordenen Lebewesen dieser Erde Großartigeres und Interessanteres geben als solch einen Husaren!

Da stand er, fast unbeweglich wie ein bemaltes Steinbild, der martialische Sohn der Pußta, den federbuschgeschmückten Tschako schief aufgesetzt über dem bronzefarbigen, mit einem steifgewichsten schwarzen Schnurrbart gezierten Kumanengesicht, angethan mit einer gelbverschnürten Jacke, dem pelzverbrämten Dolman, der engen roten Hose, den sporenbesetzten Stiefeln und mit dem blitzenden Pallasch neben der langherabhängenden Säbeltasche.

O! Es war ein Anblick, an dem ich mich nicht satt sehen konnte und der alle damals schon von mir gelesenen Schilderungen über Trompetengeschmetter, Schwertergeklirr und Kanonendonner in meiner Phantasie zu einem ganzen Schlachtengemälde erweiterte. Mit der Ausgestaltung eines solchen Gemäldes im Geiste beschäftigt, war ich eines Abends auf dem Heimweg unbemerkt von den Meinen zurückgeblieben, und erst die zürnenden Zurufe meines Vaters, der umgekehrt war, um seinen verloren gegangenen Erstgeborenen zu suchen, versetzte mich wieder in die nüchterne Wirklichkeit und paralysierte durch ein bekanntes „Argumentum ad hominem“ für einige Zeit den Zauber wachehaltender Husaren.



4. Das alte Wien.

„Das is mei' Wien, mei' Wien — mei' Wien,
Das ist die Stadt, in der ich gebor'n bin!“
Wiener Deutschmeisterlied.

Ja! das Wien meiner Kinder- und Schuljugendzeit, es war das alte oder sogenannte „Vormärzliche Wien“.

Und für die Kinder und Schuljugend jener Zeit war es ein „Dorado“; denn Jugendspielplätze, über deren Ausmittlung sich die Pädagogen des heutigen „Groß-Wien“ die Köpfe zerbrechen, gab es damals in Hülle und Fülle.

Da breitete sich vor allem zwischen der inneren Stadt und den Vorstädten das schon erwähnte „Glacis“ aus mit seinen, von schattigen Alleen durchschnittenen, ausgedehnten Grasflächen, auf denen sich an schönen Sommernachmittagen zahllose Kinder versammelten und spielend herumtummelten. Dem Glacis schloß sich außerdem der tiefe und breite, mit Pappelalleen besetzte Stadtgraben

an. In einem seiner lauschigen Winkel nächst dem „Kärnthnerthor" hieß eine Baumanlage das „Studentenwäldchen", da sich in demselben schon in den Morgenstunden Studierende einzufinden pflegten, um im Freien und vom Lärm der Stadt ungestört mit den Musen zu verkehren. In dieser, den Eltern- und Lehrerblicken entrückten Tiefe, wurden auch von wißbegierigen Jünglingen mit Vorliebe die ersten Rauchversuche gewagt. Wagnisse, die fast immer mit einer schmählichen Niederlage endeten, wie ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann.

Etwas entlegener von den meisten Stadtteilen lockte der „Prater" die Kinderwelt an und dicht vor den, die Vorstädte nach außen umgebenden Linienwällen begann, nur hie und da von den Vororten unterbrochen, das grüne, wellige Land, dessen Pfade gegen Westen zwischen Wiesen, Saatfeldern und Weingärten in die Schluchten und auf die Höhen des „Wienerwaldes" führten. Dahin unternahmen damals die Wiener mit „Kind und Kegel" ihre sogenannten „Landpartien", denen ein halber oder auch ganzer Tag gewidmet wurde.

Auch muß noch erwähnt werden, daß in den meisten Wiener Vorstädten damals fast jedes Haus seinen eigenen mehr oder minder großen Garten besaß, der freilich vor allem nur der Familie des Hausbesitzers zu gute kam, aber doch, besonders im Zusammenhang mit den Nachbargärten, Luft, Licht und Blättergrün sämtlichen Hausbewohnern spendete.

Arme Jugend von Groß-Wien! Mit Ausnahme des Wienerwaldes, den ein hochherziger Mann Namens Schöffel dir gerettet hat — besitzest du von all diesen Herrlichkeiten fast nichts mehr; denn auch den Prater hat man dir durch Drahtzäune und behördliche Wiesen-Betretungs-Verbot-Tafeln verleidet.

Eine geradezu ideale Wandelbahn aber für die Bewohner der Residenz in jener Zeit, vom Monarchen bis zum geringsten Wiener herab, war das Plateau der die innere Stadt umgebenden „Basteien". Im Gegensatze zu der von nervenzerrüttendem Tramwaygeklingel und Wagengerassel umtosten Ringstraßen-Promenade von heute, bewegte man sich damals auf der staubfreien Höhe des Bastei-Ringes in einer idyllischen Ruhe, welche das Versinken in Gedanken oder das Führen von Gesprächen möglich machte. Dabei schweiften die Blicke der Spaziergänger über die grüne Wiesenfläche des Glacis

und die Gebäude- und Kirchenumrisse der Vorstädte bis zu den Höhen des Wienerwaldes. Wie viele Entwürfe und Einzelheiten mancher Meisterwerke unserer Wiener Denker, Dichter und Künstler mögen auf diesem Hochpfade entstanden sein! — Wie manches zärtliche Hin- und Wiederblicken oder vertrauliche Flüsterwort unserer Voreltern und Eltern auf jener Höhe hat Ergebnisse eingeleitet, die für uns Nachgeborene von Bedeutung waren.

Diesen Basteienring zierte, wie das Siegel den Siegelring, die kaiserliche Burg, welche in den Augen eines jeden patriotisch fühlenden Wieners und Österreichers — und andere gab es damals fast nicht — mit einem halb patriarchalischen, halb mystischen Nimbus umgeben war.

Dieser Nimbus hat auch auf meine kindliche Einbildungskraft frühzeitig seinen Einfluß geübt, besonders da es mir durch die Verhältnisse ermöglicht wurde, mich nicht bloß dem Äußern, sondern auch dem Innern seines fascinierenden Wesens zu nähern.

Bekanntlich gab es damals neben dem Monarchen nur zwei offizielle Vertreter der kaiserlichen Macht und Herrlichkeit, und zwar nach außen den Staatskanzler Fürsten Metternich und nach innen den Minister Grafen Kolowrat.

Des letzteren sogenannte „rechte Hand" aber war der Hofrat E. v. L. Dieser, ein Jugendfreund und Studiengenosse meines Vaters, hatte sein Bureau gleich neben dem seines mächtigen Chefs, im sogenannten Schweizerhof der kaiserlichen Burg, und so war es mir denn dann und wann vergönnt, an der Hand meines Vaters, an salutierenden Schildwachen der damaligen „Staberlwache" und an devot und doch vertraulich grüßenden Kammerdienern und Thürhütern vorbei, bis in die nächste Nähe des geheimnisvollen Sitzes der Regierung zu gelangen.

Das Bureau des genannten Hofrates war ein mäßig großes Gemach mit nur einer Fensteröffnung, in deren Nähe sich der Schreibtisch befand, während der übrige Raum in einem traulichen Halbdunkel lag, welches ein kaum merklicher Duft von „Eau de Cologne" und Schnupftabak durchzog.

Nachdem ich dem Herrn Hofrat mit kindlicher Ehrfurcht die Hand geküßt und er mir gütig die Wange gestreichelt hatte, zog ich mich langsam ans Fenster hin, von dem aus ich die militärischen

Vorgänge bei der Burgwache mit lebhaftem Interesse verfolgte, während die beiden Freunde familiäre oder staatspolitische Angelegenheiten besprachen. Bei letzteren schüttelte der gute Hofrat meist bedenklich das Haupt über die — wie er sich ausdrückte „allzu freisinnigen" Ansichten seines Freundes — der noch dazu Polizeibeamter war, — und wenn dieselben im Feuer der Rede etwas zu laut geäußert wurden, versuchte er sie zu übertönen durch verlegenes Hüsteln oder Schnauben in sein rotseidenes Taschentuch.

Übrigens hatte die damalige Zeitströmung, welche sich immer mehr und mehr gegen die absolutistischen Regierungsformen richtete, auch die hohe österreichische Bureaukratie bereits so weit beeinflußt, daß deren Meinung schließlich in der vagen Phrase zum Ausdruck kam: „daß etwas geschehen sollte". Die Ursache, warum aber doch nichts geschah, schob, wie man behauptete, jeder der beiden leitenden Staatsmänner dem andern in die Schuhe.

Mein Vater, der nun aufrichtig durchdrungen war von der Meinung: „daß etwas geschehen sollte" — und der, als richtiger Idealist, nie bloß so sprach und handelte wie es sein persönlicher Vorteil erheischt hätte — er glaubte, gerade als Polizeibeamter verpflichtet zu sein, auf die sich unaufhaltsam vorbereitende politische Bewegung aufmerksam zu machen, um sie rechtzeitig in geregelte Bahnen zu lenken. Daß er dank dieser patriotischen Freimütigkeit und trotz seiner anerkannten Verdienste als Beamter es nicht wie sein Freund zum Hofrat brachte, sondern als ein im Geruche revolutionärer Gesinnungen stehender Polizei-Oberkommissär pensioniert wurde, konnte weder ihn noch andere Kenner der Verhältnisse befremden — hatte er doch auch seinen zeitweilig nicht unbedeutenden Einfluß „nach Oben" nie für seine eigene Person ausgebeutet, sondern, seiner Herzensgüte und seinem Gerechtigkeitsgefühl entsprechend, nur für solche, ihm oft ganz fernstehende Personen benützt, deren Unterstützung ihm gerecht und billig schien. Der Verlauf aber, den die in den Märztagen siegreiche politische Bewegung weiterhin nahm, hat meinen Vater bitter enttäuscht, wie alle Idealisten, welche sie als eine glückliche Wiedergeburt Österreichs jubelnd begrüßt hatten. Näheres hierüber zu sagen werde ich noch später Gelegenheit haben.

5. Verwandte und Freunde.

„Ich grüße die Getreu'n und Lieben,
Versammelt aus der Näh' und Weite!"
Goethe.

Mein Großvater sowie dessen Brüder betrieben die edle Kunst der Bierbrauerei im Böhmerlande.

Der erstere, eine heitere, freigebige und gastfreundliche Natur, verlor beim bekannten „Bankozettelsturz" alle seine Ersparnisse, und es gelang ihm nicht mehr, das Verlorene zu ersetzen. Seine Brüder dagegen erwarben sich allmählich ein bedeutendes Vermögen, so daß deren Nachkommen nun zu den Großgrundbesitzern in Böhmen gehören.

Im Zusammenhange mit dieser Thatsache erlebte ich erst vor kurzem folgendes heitere Mißverständnis: Bei einer festlichen Versammlung wurde ich einem hohen kirchlichen Würdenträger aus Böhmen vorgestellt, der, als man ihm meinen Namen nannte, ausrief: „Ah, das freut mich, daß ich Sie endlich persönlich kennen lerne — Ihre Herrschaften grenzen ja an die von Schwarzenberg!" — „Ich bedaure, daß ich widersprechen muß, bischöfliche Gnaden!" sagte ich, „aber meine Herrschaften sind grenzenlos, da ich ꝛc. ꝛc."

Ein anderes heiteres Geschichtchen, aber nicht aus meinem, sondern aus dem Leben meines väterlichen Großvaters ist folgendes: Derselbe hatte bei irgend einem besonderen Anlaß eine Anzahl von „Honoratioren" zu Tisch geladen, an deren Spitze sich der „gestrenge Herr Oberamtmann" befand. Da aber für diesen ein schmackhaft zubereiteter Edelfisch die Krone aller Tafelgenüsse war, so hatte der Gastgeber ein Prachtexemplar schon Tags vorher seiner Frau übergeben und derselben dessen sorgfältigste Zubereitung dringend ans Herz gelegt. Seelenvergnügt und geheimnisvoll schmunzelnd erwartete er des andern Tags inmitten seiner Gäste den effektvollen Moment des Fischservierens. — Als dieses aber, wider alles Vermuten, sich immer mehr verzögerte, wandte er sich an die in seiner Nähe sitzende, etwas schwerhörige Gattin mit der freundlich gelispelten Frage: „Maminko! wann kommt denn der Fisch?"

Als dieselbe, ihn nicht verstehend, freundlich zurücklispelte: „Was sagst du, Vaterle?" frug er etwas lauter: „Wo bleibt denn der Fisch, Frau?" Nachdem aber jede Wiederholung dieser Frage

nur ein nichtssagendes: „Wie Vaterle? Was Vaterle? herauslockte, riß dem „Vaterle“ endlich die Geduld und er schrie empört, mit der Faust auf den Tisch schlagend:

„Der Fisch, der Fisch! Weib, wo ist der Fisch?“

„Jesus Maria,“ schrie jetzt Maminko, „auf den hab ich ganz vergessen!“

„Schade!“ sagte der Herr Oberamtmann und wischte sich mit der Serviette enttäuscht den Mund ab. — „Vaterle“ aber schleuderte einen unsäglich vorwurfsvollen Blick nach seiner zerknirschten Lebensgefährtin und sank wie vernichtet auf seinen Stuhl zurück.

Was nun den Vater meiner Mutter betrifft — so war derselbe ein ehrsamer Töpfermeister Namens Johann Heisig und hatte sich seinerzeit in dem Dorfe Laubnitz bei Kamenz in Preußisch-Schlesien häuslich niedergelassen. Mit gerührtem Herzen weilte ich vor kurzem erst in dem bescheidenen Häuschen, das er bewohnte, und in dem meine Mutter geboren ward und ihre Kinderzeit verlebte. Von ihren Erzählungen aus derselben ist mir nur die in Erinnerung geblieben, daß beim Durchmarsch der Russen nach Frankreich die im Dorfe einquartierten Kosaken den kleinen Wildfang mit aufs Pferd nahmen, wenn sie in die Schwemme ritten.

Der Bruder meiner Mutter wurde in die Geheimnisse der Töpferei eingeweiht, machte als Soldat den letzten Feldzug gegen Napoleon mit und kam so bis nach Paris. Nach dem Tode des Vaters errichtete er eine Ziegelei bei Kamenz und lieferte die Backsteine für das im Auftrage einer preußischen Prinzessin von dem berühmten Architekten Schinkel dort erbaute, ebenso großartige als geschmacklose Schloß.

Noch zweier Verwandten muß ich, und zwar dankbar, gedenken. Es sind dies ein Neffe und eine Nichte meines Vaters, die derselbe, trotz seiner beschränkten Verhältnisse, nach dem Tode seiner Schwester als Waisen bei sich aufgenommen hatte. Sie hießen bei uns kurzweg: „der Jean“ und „die Luisla“. Die letztere nun, die viele Jahre meiner Mutter in der Hauswirtschaft und in der Pflege von uns Kindern hilfreich zur Seite stand, war unsere Schutzpatronin, denn sie fiel stets der strafenden mütterlichen Gerechtigkeit in den Arm, indem sie die zu ihr sich flüchtenden Missethäter mit ihrem Leibe und mit ihren Rockfalten deckte.

Ihr Bruder aber wurde das Opfer unseres Abscheus vor allem Stillsitzen und Lernen, hatte er doch die schwierige Aufgabe übernommen, in erster Linie meiner Wenigkeit die Grundlagen aller Wissenschaften, nämlich Lesen, Schreiben und Rechnen und den Succus der Ethik, den Katechismus, beizubringen; was ihm, trotz meines passiven Widerstandes, endlich doch gelang.

Er wurde später das Muster eines „k. k. Beamten“, und sein größter Stolz war und blieb der öffentliche, ja hie und da fast vertrauliche Verkehr mit hohen und höchsten Würdenträgern des Staates.

Er ist nun in Ehren und Würden über siebzig Jahre alt geworden und in gerechter Anerkennung seiner Verdienste um den Staat mit dem „ganzen Gehalt“ und dem „Quartiergeld“ in Pension gegangen.

Die ältere Schwester unserer Mutter, im Familienkreise nur „Tante Weixelbaum“ genannt, war bei uns Kindern sehr beliebt, da sie — selbst kinderlos — uns in mütterlichster Weise in ihr Herz geschlossen hatte und, wenn sie auf Besuch kam, mit Leckerbissen oder Spielsachen beschenkte. Sie war während ihrer Jugendzeit Kammermädchen bei der schon erwähnten preußischen Prinzessin gewesen, hatte dann in Wien geheiratet und besaß und leitete durch mehrere Jahre eine kleine Krawattenfabrik auf der Mariahilferstraße in dem noch bestehenden Hause zum „goldenen Hirschen“, wo auch unser Vater beim Ankauf einer Krawatte die Mutter kennen lernte. Ihr Gatte, der „Onkel Weixelbaum“, ein Oberösterreicher, war seinerzeit Feldwebel bei den Grenadieren gewesen und besorgte dann im Geschäfte seiner Frau die Rechnungen und sonstige Schreibereien, sowie das Zuschneiden der Krawattenstoffe, wurde aber später „k. k. Thürhüter“ beim damaligen Chef des obersten Rechnungshofes, dem Grafen Wilczek.

Nach Erreichung dieser Stellung ward die Versorgung der Wiener mit Krawatten anderen Händen überlassen, und das nun schon ältliche Ehepaar bezog eine bescheidene Wohnung in der Kettenbrückengasse auf der Wieden.

Dieser Onkel genoß bei uns Kindern mehr Respekt als Zuneigung, da er, im Gegensatz zu der nachsichtigen Tante, unsere kindlichen Schwächen und Missethaten keineswegs übersah, sondern

mehr oder minder scharf zu rügen pflegte. Er hatte eine große und stattliche Gestalt, das Gesicht eines pockennarbigen römischen Imperators und verfügte über einen trockenen Mutterwitz, gepaart mit militärischer Grandezza.

Seine größte Schwäche, aber auch sein größter Stolz war das sogenannte „blaue Zimmer" seiner Wohnung. Dieses Gemach war für gewöhnlich abgesperrt, besaß aber eine Thüre, deren obere Hälfte aus Glastafeln bestand. Wenn nun der Onkel aus dem Amte nach Hause gekommen war, den Rock ab- und die Pantoffel



Schloß Kamenz in preußisch Schlesien.
Gebaut nach den Entwürfen des Architekten Schinkel.

angelegt und sein bescheidenes Mahl verzehrt hatte, zündete er seine Pfeife an und stellte sich mit gespreizten Beinen vor die Glasthüre und blickte rauchend und mit inniger Genugthuung und Befriedigung in den Raum hinein, welcher seine wertvollsten Besitztümer umschloß. Dieselben bestanden unter anderen in einem Kanapee und den dazu gehörigen Stühlen, überzogen mit einem damals modernen dunklen Roßhaarstoff, und gruppiert um einen kreisrunden Tisch. Dessen Decke aber schmückte ein Bild mit der Unterschrift: „Generalissimus Fürst Schwarzenberg meldet den drei alliierten Mächten

den soeben erfochtenen Sieg bei Leipzig." In der Mitte dieses Bildes standen die Monarchen, sich bei den Händen haltend, und der Generalissimus, mit dem Degen salutierend, auf einem Apfelschimmel; in der linken Ecke lag eine umgestürzte Kanone und in der rechten ein verwundeter Krieger, welcher halb aufgerichtet und den Tschako schwenkend, den welthistorischen Moment freudig begrüßte. — Gerade über dem Kanapee, an der himmelblau patronierten Zimmerwand, hing eine Spieluhr, welche, wenn man an einem Schnürchen zog, das „Gott erhalte Franz den Kaiser — —" und den „Schönbrunner Walzer" trällerte, während auf dem zu ihr gehörigen Ölgemälde das schon erwähnte Schloß von Kamenz naturgetreu abgebildet war, als eine sinnige Überraschung der Tante von seiten des Onkels. In einer der Fensterecken befand sich als „pièce de résistance" dieser Schatzkammer der sogenannte „Glaskasten". Er enthielt, dem Beschauer sicht-, aber nicht greifbar, nebst anderem Kleinkram, ein mit Landschaften der sächsischen Schweiz bedrucktes Kaffeeservice, ein noch unter einem besonderen Glassturz befindliches Bouquet aus bemalten Wachsblumen und eine Anzahl Trinkgläser aus weißem und farbigem Glas. Eines dieser Gläser besitze ich noch. Es zeigt eingeschliffen einen Amor, der, ein Schleifrad drehend, an dem Stein seinen Pfeil spitzt, mit der Devise: „Bald versuch ich nun mein Heil mit geschärftem Liebespfeil". Im untersten Fache befand sich noch ein Korb mit täuschend der Wirklichkeit nachgeahmten Früchten aus Seife und im obersten, in einer blauen, gläsernen Zuckerdose einige „geweihte und angerührte" Rosenkränze aus Olivenholz und Glasperlen.

Der Onkel selbst betrat den mit braunem Wachs eingelassenen, glänzenden Fußboden dieser „Kaaba" nur wie die Moslim jene von Mekka, nämlich ohne die, vor der Thüre abgelegte, Fußbekleidung. Auch hatte er sich die zeitweilige Reinigung des geweihten Raumes selbst vorbehalten, und nur in seiner Abwesenheit ließ uns die gute Tante das Heiligtum betreten, um unsere kindliche Neugierde besser befriedigen zu können, als es durch die versperrte Glasthür geschehen konnte. Den Rest seiner freien Stunden aber benützte der Onkel, um mittelst Drehung eines „Vogelwerkels" mehreren Kanarienvögeln die Melodie „O du lieber Augustin" und „Guter Mond, du gehst so stille" immer wieder beizubringen.

Unser Familienmedikus war ein damals sehr gesuchter Arzt aus der alten Schule, dessen Dekokte und Mixturen von uns Kindern nur mit Geschrei und Gestrampel eingenommen wurden.

Er war ein stattlicher alter Herr mit einer großen goldenen Uhrkette um den Hals, einer Menge Ringe an den Fingern, mit selbstbewußten und etwas gröblichen Manieren und mütterlicherseits der Großvater des unlängst verstorbenen, allseits anerkannten Psychiaters Theodor Meynert, dessen ich später noch gedenken werde.

Ein jugendlicher Freund unseres Hauses und der beliebteste bei uns Kindern war der künstlerisch hochbegabte Medailleur Wenzel Seidan.

Ein geborener Prager, besuchte er in den vierziger Jahren die Akademie der bildenden Künste in Wien und wohnte auf demselben Hausgange mit uns. Sein bescheidenes, stets heiteres und gutmütiges Wesen machte uns den Verkehr mit ihm bald angenehm.

Eine besondere Anziehungskraft für mich aber waren eine Anzahl Mappen voll von Zeichnungen und Kupferstichen, die er, wenn ich ihn besuchte, unter dem Bette hervorholte, und deren Inhalt ich, stundenlang auf dem Boden liegend, con amore betrachtete, während er beim Fenster an seinen Münzen und Medaillen hämmerte und stichelte.

Da er einer der besten Schüler der Akademie war und mein Vater sich deshalb an maßgebender Stelle für ihn eifrig verwendete, so hatte er berechtigte Hoffnung, das Staatsstipendium für einen dreijährigen Aufenthalt in Rom zu erhalten.

Nachdem er die zu diesem Zweck anzufertigende Preismedaille zur größten Zufriedenheit der Akademie-Professoren vollendet hatte, wollte er sich einen mehrtägigen Ausflug in die Umgebung Wiens vergönnen, und zwar in Gesellschaft eines Freundes Namens J., eines gleichfalls sehr geschickten Kupferstechers und Graveurs.

Am festgesetzten Morgen verabschiedete er sich fröhlich von uns mit einem: „Auf baldiges Wiedersehen!“

Einige Tage später, an einem Sonntagmorgen, saßen wir alle noch um den Frühstückstisch und lauschten dem Vortrage von Schillers „Glocke“ durch den Vater, der es liebte, uns an amtsfreien Tagen auf diese Art mit seinem Lieblingsdichter bekannt zu machen. Mit düsterem Pathos deklamierte er gerade: „Doch mit des Geschickes Mächten — Ist kein ewiger Bund zu flechten — Und das Unglück

schreitet schnell" — als unsere Magd ihn unterbrach, indem sie ihm einen Brief überreichte mit der Meldung: „Ein Wachmann aus dem ‚Kriminal‘ warte draußen auf Antwort." — Das Wort „Kriminal" blieb selbst auf uns Kinder nicht ohne Eindruck, denn dasselbe war, wie wir wußten, der Aufenthaltsort schwerer Verbrecher. Da entfiel plötzlich dem Vater das rasch eröffnete Schreiben mit dem Schreckensruf: „Um Gotteswillen! Der Seidan und sein Freund sitzen als Banknotenfälscher im Kriminal!" „Aber das ist ja schrecklich und entsetzlich!" schrie die gutherzige Mutter und brach in Thränen aus. „Schrecklich!" — „Entsetzlich!" jammerten Cousin und Cousine — und das vielstimmige Geheul von uns Kindern vervollständigte des Chorus „grause Melodei". — Der Vater aber war während dem schon in seinen Sonntagsstaat geschlüpft und eilte davon, um Aufklärung und, wenn möglich, Hilfe zu schaffen. — Seinem rastlosen Bemühen, sowie seiner Fürsprache und Bürgschaft gelang es auch, die von ihm vorausgesetzte Schuldlosigkeit seines Schützlings der Behörde begreiflich zu machen, und so stürzte schon am andern Morgen der wieder Befreite sich unter dem Jubel unserer ganzen Familie dem Vater zu Füßen, um ihm mit Thränen in den Augen zu danken und wegen des ihm, wenn auch schuldlos, zugefügten Kummers und Schreckens um Verzeihung zu bitten. Dann ging es ans Erzählen:

Die beiden Freunde waren in fröhlichster Stimmung von ihrem Ausfluge wieder bis Hietzing zurückgekommen und, da es schon spät am Abend war, so beschloß Seidan, bei seinem Freunde, der in Hietzing wohnte, zu übernachten.

Aber kaum waren sie zu Bett gegangen, drang ein Beamter der Polizei mit einigen Wachleuten in die Wohnung und verhaftete, zum Entsetzen Seidans, dessen Freund als Banknotenfälscher, ihn aber, als Graveur und am Thatorte Anwesenden doppelt verdächtig, als Mitschuldigen.

Die sofortige Durchsuchung der Wohnung ergab schlagende Beweise für die in derselben ausgeführten Fälschungen. Trotz des Bewußtseins seiner Schuldlosigkeit war doch Seidan in einer verzweifelten Lage, da er mindestens einer längeren Untersuchungshaft entgegensah und dadurch auch dem drohenden Verluste des römischen Stipendiums.

In diesem Mißgeschick war seine einzige Hoffnung unser Vater, und diese hatte ihn nicht getäuscht. Sein ihm so gefährlich gewordener Freund aber wurde zu zwanzigjährigem schwerem Kerker verurteilt. Infolge seiner aufrichtigen Reue jedoch und eines von ihm verfaßten und geschriebenen Gnadengesuches — eines kalligraphischen Meisterwerkes — welches auch mein Vater wieder gutherzig befürwortete, wurde er, wenn ich nicht irre, schon nach zwei Jahren begnadigt und wegen seiner Geschicklichkeit durch den Grafen Kolowrat nach Persien empfohlen, wo er als Kalligraph am Hofe des Schah angestellt wurde, aber bereits nach einigen Jahren starb. Sein Abschiedsbesuch bei uns und die überströmenden Gefühlsäußerungen seiner Dankbarkeit meinem Vater gegenüber sind noch meiner Erinnerung deutlich eingeprägt.

Seidan aber, der während der Untersuchungsprozedur einige Male als Zeuge vernommen worden war, ging schon wenige Monate später als Staatspensionär nach Rom, von wo er zeitweilig den Vater über sein Thun und Treiben, wie über die dortigen Zustände brieflich benachrichtigte, so unter anderem auch über die damals stattgefundene Wahl Pius' IX.

Am Schlusse dieses Kapitels muß ich noch über einige charakteristische Eindrücke aus meiner Kinderzeit berichten, und zwar über jene, welche ich im Hause des erwähnten Hofrates empfing.

Dem bureaukratischen Range und Einkommen desselben entsprechend, war dessen Haushalt und gesellschaftlicher Verkehr ein verhältnismäßig opulenter und vornehmer, besonders im Gegensatze zu den bescheidenen Verhältnissen unserer eigenen Familie. Hofrat E. bewohnte in der Mariahilferstraße die sogenannte „Bel-Etage" des stattlichen, erst vor kurzem umgebauten Hauses „zum Krebsen" an der Ecke der damaligen „Garde-" nun „Breitegasse".

Das eigentliche Wundergemach in dieser mir schon durch die Größe und glänzende Einrichtung imponierenden Wohnung war in meinen Augen der nur mit einem Billard und einigen Tabourets ausgestattete Ecksalon, denn dessen aus Paris bezogene Tapeten waren mit An- und Einsichten eines brasilianischen Urwaldes geschmückt, in dem es von jagenden Pflanzern und Negern zu Pferd und zu Fuß und zahllosen Papageien, Affen und sonstigen Bestien wimmelte.

Die Frau des Hauses war die zweite Gemahlin des Hofrates. Die Tochter eines Schneidermeisters, war sie als Stubenmädchen bei ihrer Vorgängerin in den Dienst getreten, und hatte sich, besonders durch die liebevolle Behandlung der Kinder, zweier Knaben und eines Mädchens, den Dank und die Zuneigung beider Eltern erworben. Aus diesem Grunde beschloß auch der zum Witwer gewordene Freund meines Vaters, nach eingehender Beratung mit diesem, das bisherige Stubenmädchen in die „Hochwohlgeborene Frau Hofrätin Philippine E. von L., geborene M.“, zu verwandeln. Es war das in die nüchterne Wirklichkeit übertragene Märchen vom Aschenbrödl; und diesem ihr so unerwartet zu teil gewordenen Glücke entsprechend waren auch ihre Seligkeitsgefühle.

Aber: „Kommt der Bauer aufs Pferd, kann ihn der Teufel nicht erreiten“ — so citierte bald darauf und auch später von Zeit zu Zeit meine gute Mutter, wenn bei uns das extravagante und verschwenderische Gebahren der neugebackenen Frau Hofrätin besprochen wurde. Diese äußerst gutmütige, aber beschränkte Frau machte sich nämlich bald lächerlich durch die eitle Sucht, die Lebensführung der gleich oder höher gestellten Gesellschaftskreise womöglich zu überbieten, und brachte damit ihren nachsichtigen Gatten in allerlei peinliche Verlegenheiten. Meinem Vater aber, als seinem intimsten Freunde, übertrug der Bekümmerte dann die heikle Mission, seiner Frau Vernunft zu predigen und womöglich beizubringen.

Außer ihren — schon des einflußreichen Gatten halber — sehr gesuchten und besuchten Soireen und Bällen, gab sie auch in jeder Saison einen „Kinderball“, in Nachahmung der aristokratischen Kreise. Zu diesen Kinderbällen wurde auch ich und meine älteste Schwester huldvollst eingeladen, wenn nicht kurz vorher eine der erwähnten Missionen meines Vaters die freundschaftlichen Bande zwischen ihm und der Frau Hofrätin gelockert hatte. — Bei einem solchen Feste war es auch, wo ich mich — gleichfalls erst neunjährig wie Dante — zum erstenmal verliebte und zwar in eine Komtesse Bechtold oder Berchtold. Ich kam aber nicht dazu, ihr zu Ehren eine „Vita nuova“ oder „divina Commedia“ zu verfassen, dagegen sah ich sie voll Bewunderung mit den beiden Söhnen und der Tochter des Hauses, in ungarischem Kostüme, einen „Tschardas“ tanzen — ein Schauspiel, das Beatrice dem Dante wohl nie gegönnt haben dürfte. —

Trotz dieser unterschiedlichen Unterschiede war es aber doch hier wie dort die Manifestation der „ersten" Liebe, die aber bei mir wie bei Dante nicht auch — die „letzte" blieb.

Bei mir wenigstens ward sie bald durch den Zauber einer neuen weiblichen Erscheinung verdrängt. — Es war dies die Heldenjungfrau von Orleans, und zwar sowohl jene, welche den Ladenschild eines Geschäftes am „Graben" in Wien noch heute schmückt — wie auch die, welche von einer Schauspielerin dargestellt wurde, als man mich zum erstenmal in ein Theater (es war das Theater an der Wien) mitgenommen hatte. — Diese Jungfrau habe ich nach dreißig Jahren als arme, alte Frau wiedergesehen und näher kennen gelernt, wobei ich mich des Spruchs erinnerte: „Sic transit!"



6. Schuljahre.

„In diesen Mauern, diesen Hallen
Will es mir keineswegs gefallen."
Goethe.

Trotzdem ich als sogenannter „Privatschüler", dank meinem Cousin, die Klassen der Normalschule glücklich absolviert hatte und mein Wissen und Können in den Prüfungszeugnissen mit fast lauter „Sehr gut" dokumentiert war, konnte ich doch, meines noch zu jugendlichen Alters halber, erst nach einem Jahre in das Gymnasium der Piaristen in der Josefstadt aufgenommen werden.

Das so mir unerwartet bescherte Ferienjahr benützte ich einerseits, um das Erlernte wieder möglichst zu vergessen, andererseits, um meiner ausgesprochenen Neigung zum Zeichnen unterrichtslos nachzuhängen.

Genußvolle Erweiterungen meiner Kenntnisse über Land und Leute aber vermittelten mir zwei in jene Zeit fallenden Ausflüge über das Weichbild Wiens hinaus.

An einem schönen Sommernachmittag fuhr ich mit meinen Geschwistern und unter der Obhut der Mutter in einer mit zwei wohlgenährten Pferden bespannten Kalesche des Grafen Kolowrat durch die Laxenburger Allee, dem zu den Besitzungen des Grafen gehörenden Schlosse Ebreichsdorf entgegen. — Das altertümliche,

mit Türmen geschmückte und von einem Wassergraben umgebene Schloß mit seinem Park, der dazu gehörige große Meierhof und Obstgarten, das ländliche Leben und Treiben, dementsprechend ich mit den Knechten aufs Feld fuhr und das Pflügen lernte, dann auf beladenen Heuwägen wieder zurückkam, um dieselben abladen zu helfen — es war eine neue Welt, ein ungeahnt genußreiches Dasein.

Und zwar genußreich auch im realsten Sinne; denn die zahllosen Aprikosen, Reinclauden und Birnen im Obstgarten waren für uns Kinder keine bloßen Schaugerichte, und derselbe daher ein Paradies ohne verbotene Früchte. — Aber auch das Gerücht, daß es im Schlosse „umgehe“ oder „von Geistern spuke“ — war ein Reiz desselben, wenigstens für mich.

Hatte ich doch dadurch Gelegenheit, mich — den „Prahl-Mucki“ spielend — bewundern zu lassen, wenn ich, allein und scheinbar furchtlos, gewisse Gänge und Stiegen des Schlosses nach eingebrochener Dunkelheit passierte — Heldenthaten, die ich trotz geheimen Gruselns und Herzklopfens aus Eitelkeit immer wieder unternahm.

Ebenso neu und genußvoll war für mich ein in Gesellschaft des Vaters unternommener Ausflug nach Reichenau und in die „Prein“, wo ich zum erstenmal den Zauber des Hochgebirges kennen lernte.

Ein solcher Ausflug aber war damals noch nicht so leicht und bequem zu machen wie heutzutage; denn damals verkehrte die Südbahn nur bis Neustadt und um über Neustadt hinausgehen zu dürfen, mußte man einen von der Polizei ausgestellten Passierschein besitzen und vorweisen. Trotz diesen Umständlichkeiten führten wir aber die genußvolle Partie glücklich zu Ende.

Von derselben blieben mir folgende Einzelheiten im Gedächtnisse:

Während mein Vater, ein begeisterter Naturfreund, in dem Gärtchen des am Abschluß des Preinthales einsam gelegenen Gasthauses nach dem Frühstück behaglich sein Pfeifchen rauchte und mit dem Wirt schwatzte, saß ich zwischen den Ästen eines Waldkirschenbaumes und schmauste dessen kleine, aber köstliche Früchte. Nachdem diese Lust gründlich gestillt war, schaute ich der geräuschvollen und mir neuen Thätigkeit einer Brettersäge zu und streifte endlich, dem rauschenden Gebirgsbach entlang, durch das geheimnisvolle Halbdunkel des sich bergan ziehenden Waldes.

Nach einer schärferen Wendung des Baches aber blieb ich vor einem seltsamen Bilde überrascht und betroffen stehen. Von Moos bedeckt und von Gestrüpp und Waldbäumen überwuchert, erhob sich am brausenden Bach eine verlassene und verfallene Mühle. Kein lebendes Wesen zeigte sich weit und breit, nur ein schwarzes Eichkätzchen huschte über das Dach und von Zeit zu Zeit drehte sich das beschädigte Rad gespenstisch einigemale um seine Achse. Wäre ich damals schon ein „Versefex“ gewesen, so hätten sich Reime wie: „Mühle — Gefühle“, „traurig — schaurig“, „bänglich — vergänglich“, wohl wie von selbst eingestellt — so aber wurde mir dieser Anblick nur immer unheimlicher und ich trat endlich einen beschleunigten Rückzug an und atmete erst beruhigt auf, als ich die gastlichen Mauern unserer Herberge wieder zwischen den Stämmen blinken sah.

Aber dies ebenso sorglose als genußvolle Ferienjahr war nur zu rasch vorüber, und ich saß eines schönen Tages eingeschüchtert und verdutzt und von einer Schar mir unbekannter Altersgenossen umgeben in einer Schulbank, ein Marterinstrument, das ich bisher nur flüchtig kennen gelernt hatte, bei den Prüfungen im St. Annengebäude; ein Gebäude, welches übrigens für mich bald eine noch wichtigere Bedeutung erhielt, befand sich doch in demselben, nebst der sogenannten Normalschule, auch die Akademie der bildenden Künste.

Die Keime aber für diese Bedeutung säete ich ahnungslos insofern jetzt schon aus, als ich den bedruckten Stellen meiner neuen Schulbücher eine meist unzulängliche Aufmerksamkeit schenkte, dafür aber alle unbedruckten Stellen mit Federzeichnungen schmückte, unter denen Turnier- und Schlachtscenen besonders vertreten waren.

Diese für einen künftigen Juristen, Philosophen oder Mediziner mehr schädlichen als nützlichen Nebenstudien wurden noch dazu mächtig gefördert durch eine Bekanntschaft, deren Fäden die Schicksalsschwestern schon vor meiner Geburt gesponnen hatten.

In unserer nächsten Nähe wohnte nämlich ein engerer Landsmann meiner Mutter, Namens Emler, welcher sich, die Maler- und Vergolderkunst ausübend, in Wien niedergelassen hatte. Als derselbe eines Tages seine Landsmännin besuchte und von dieser hörte, daß ihr Erstgeborner sich lebhaft für die edle Zeichenkunst interessiere,

lud derselbe mich freundlich ein, die Zeichnungen seines Sohnes Buonaventura in Augenschein zu nehmen, welcher, wie er mit väterlichem Stolze bemerkte, schon an der Akademie einen Preis erhalten habe. — Als ich mich beeilte, der Einladung nachzukommen, fand ich meinen zukünftigen Freund und Kunstgenossen eben beschäftigt,



Der Autor und seine Brüder. — (Alfred, Hermann, Wenzel.)
Gezeichnet von W. Seidan am 23. März 1848

eine Tuschfederzeichnung nach einem Blatte der „ungarischen Geschichte" von J. N. Geiger zu vollenden.

Ich betrachtete starr vor Bewunderung und meinen Augen nicht trauend das Werk des nur um einige Jahre älteren Bürschchens. — Für mich war bis dahin jedes gedruckte Kunstblatt einfach

etwas „Gedrucktes“, nämlich das Erzeugnis einer mir noch nicht näher bekannt gewordenen Maschine — und nun kopierte ein Knabe wie ich vor meinen Augen ein solches Zauberwerk, so meisterhaft, daß Kopie und Original kaum zu unterscheiden waren.

Von diesem Augenblick an war mein Wachen und Träumen erfüllt von der Sehnsucht, ähnliches zu erreichen — und außer Geographie und Geschichte waren mir alle anderen Gegenstände des Gymnasiums gleichgiltig geworden, wie die mir ausgestellten Zeugnisse deutlich genug auswiesen.

Mein der Juristen- und Beamtenlaufbahn ohnehin nicht besonders günstig gestimmter, dafür aber für Litteratur und alle schönen Künste begeisterter Vater, war bald für die Überzeugung gewonnen, daß sein Wenzel Ottokar den idealen Beruf zum Künstler habe. — Als dann ein für diesen Fall besonders kompetenter Freund meines Vaters, der Bildhauer und Akademieprofessor Käsmann, nach Besichtigung meiner Kunstproben anerkennend brummte: „Der Bub ist nicht ohne Talent“, und außerdem seine Fürsprache zu meiner Aufnahme in die Akademie zugesagt hatte, war auch für meine guten Eltern meine Entwickelung zu einem „Rafael“ des XIX. Jahrhunderts nur mehr eine Frage der Zeit — ich selbst aber war einfach in den „siebenten Himmel“ versetzt.

Bevor ich aber mit der Schilderung dieses Himmels beginne, will ich noch einiger Einzelheiten aus meiner Gymnasialzeit gedenken.

Die beim Beginn derselben mich einschüchternden neuen Verhältnisse verloren bald ihren imponierenden Eindruck, und mein bisher an die mütterlichen Rockfalten geknüpftes Dasein bekam schon durch die tägliche viermalige Wanderung zwischen dem Hause und der Schule einen Anflug von Freiheit und Selbständigkeit.

Ja, deren allmähliche Entfaltung gewöhnte schließlich selbst die stets besorgte Mutter daran, daß ihr Söhnlein an schönen Sommernachmittagen um zwei bis drei Stunden verspätet nach Hause kam, weil der Junge mit seinen Schulkameraden nach den Lehrstunden auf dem Glacis Ball spielte, was zwar seiner Gesundheit aber nicht immer seinem Exterieur förderlich war. Geschah es doch bei dieser Gelegenheit manchmal, daß wir mit den Schülern anderer Lehranstalten oder auch mit gewöhnlichen Gassenjungen in Zwistigkeiten und schließlich in Kämpfe gerieten, durch welche die diversen

Kleidungsstücke und Schulgeräte meist nicht unerheblich beschädigt wurden.

Bei dem ersten derartigen von mir mitgemachten Kampfe stürmte ich den vor uns flüchtenden Gegnern so lange siegberauscht nach, bis mich ein von den Fliehenden geschleuderter, nahezu faustgroßer Stein mitten auf die Stirne traf. Zum Glück hatte der Lederschirm meiner Mütze die Wucht des Wurfes gemildert, trotzdem aber versetzte die blutige Beule, mit der ich nach Hause kam, beide



Meine Schwester Johanna.
Gezeichnet von W. Seidan am 23. Mai 1848.

Eltern in Schrecken und Ärger, mir aber nützte sie insofern, als ich von nun an bei solchen Gelegenheiten die Tapferkeit mit der Vorsicht paarte.

Von den damals und zwar in den Jahren 1845 und 1846 am Josefstädter Piaristen-Gymnasium Lehrenden sind mir folgende Persönlichkeiten und Namen noch erinnerlich: Der „Präfekt" Anton Rößler, ein wohlbeleibter, älterer Herr, den der bekannte Maler Grützner sofort als Modell benützt hätte. Der Religionsprofessor

J. Nep. Niglas, Prof. Doctr. Rel. publ., wie er auf meinen Zeugnissen unterschrieben steht, ein großer, schlanker, blonder Mann, für den Frauen und Mädchen schwärmten, weshalb er wohl auch im Jahre 1848 sich vermählte und wie der bekannte Feldpater der Akademischen Legion, Füster, nach Amerika flüchtete. Dann die Professoren Auer und Windisch, welche beide noch lange Zeit in Wien als Lehrende thätig waren.

Von meinen Schulkollegen in den verschiedenen Klassen sind mir noch erinnerlich: Alois von Rosenbaum, welcher später meine Schwester heiratete, dann Födransberg und Franceschi, alle drei Konviktisten und der letztere zweiter Prämiant in meiner Klasse. Er war in Smyrna als Sohn eines Konsulatsbeamten und einer Asiatin geboren. Dies, wie sein dunkler Teint, sein sanftes, träumerisches Wesen und sympathisches Äußere umgab ihn in meinen Augen mit einer romantischen Aureole. Da aber die Konviktisten uns gewöhnliche Schüler nur hochmütig über die Achsel ansahen, war ein näherer Verkehr mit einem solchen ausgeschlossen, was ich in diesem Falle lebhaft bedauerte. Weitere Kollegen waren noch der erste Prämiant meiner Klasse, Kainz, dann zwei Brüder Rokitansky, zwei Regenspurzky, ein Hartung, Grüll, Papauschek, Czupak, Österreicher, Schrank und nachfolgende, mit denen ich auch später unter verschiedenen Verhältnissen wieder zusammentraf. Es waren dies: Theodor Meynert, Alois und Hermann v. Czedik und Hugo Brachelli, Namen, welche allmählich durch die Begabung und die mit Würden und Titeln geschmückte Lebensstellung ihrer Träger in weiten Kreisen bekannt wurden.

Mit Theodor Meynert, den Brüdern Czedik, sowie mit Brachelli kam ich schon in der Kinderzeit zusammen, und zwar mit den drei letzteren in der Familie eines Altersgenossen Namens Alfred Tlamka, dessen Vater damals Polizeileiter des Bezirkes Mariahilf und deshalb auch mit meinem Vater bekannt und befreundet war. Unsere meist auf kriegerischem Gebiete sich bewegenden Spiele erhielten eines Tages einen besonderen Reiz durch eine Anzahl von Schutz- und Trutzwaffen, in deren Besitz ich durch nachfolgende Vorkommnisse gelangte:

Das Polizeikommissariat Neubau, an welchem mein Vater amtierte, erhielt die dienstliche Anzeige, daß in einer Greislerei des

Bezirkes gegen Eintrittsgeld Theater gespielt werde, und zwar würden hauptsächlich Ritterstücke durch halbwüchsige Schul- und Lehrjungen aufgeführt. Nachdem jedoch solche Unternehmungen gesetzlich streng verpönt waren, so konfiszierte der Arm der Gerechtigkeit vor allem sämtliche Theaterutensilien und Kostüme, und unter diesen auch eine Anzahl mit Gold- und Silberpapier verzierte Rüstungen aus Pappendeckel, nebst hölzernen Schwertern und sonstigen Waffen. Da aber die Polizei mit diesen Herrlichkeiten nichts anzufangen wußte, so kamen dieselben durch unsern Vater in meinen und meiner Geschwister Besitz.

Unser Jubel war groß, ja vielleicht größer als der des „hürnenen Siegfried" als Besitzer des Nibelungenhortes.

Am nächsten Sonntag nachmittags erschien ich bereits mit der ganzen Rüstkammer bei der Familie Tlamka, wo die früher erwähnten Spielgenossen schon versammelt waren.

Der anfängliche Jubel war aber bald in mißtönigen Zank und Hader verwandelt, weil jeder der Freunde die schönste der Rüstungen zuerst anziehen wollte, und nur die Erklärung der herbeieilenden Erwachsenen, daß jeder jede Rüstung eine Zeit lang tragen dürfe, und zwar in einer nach dem Lose bestimmten Reihenfolge, beendete den Krieg aller gegen alle, bevor man noch gerüstet war.

Alois Czedik, der weitaus ältere von uns und bereits Gymnasiast, fand es im Anfang unter seiner Würde, sich gleichfalls in eine Rüstung zu stecken, aber bald unterlag auch er der Versuchung und spazierte in Eisen gekleidet vom „Wirbel bis zur Zehe" wie Hamlets Vater und mit Seitenblicken in den großen Wandspiegel unter uns herum. Das hierauf beginnende Kampfspiel endete aber schließlich doch wie die Geschichte vom Nibelungenhort mit „Weinen und mit Klagen", nachdem im Kampfgetümmel nicht nur meine schönen Rüstungen, sondern auch die von ihnen geschützten Helden allzu unsanft getroffen worden waren.

Einige Tage darauf aber führte ich selbständig eine Art von Episode aus einem Ritterstücke auf und zwar nicht im engeren Freundeskreise, sondern mitten in der Öffentlichkeit. Gerade damals war nämlich in Wien die Eröffnung der Kaiser Ferdinands-Wasserleitung gefeiert worden mit in allen Bezirken veranstalteten Aufzügen der dortigen Obrigkeiten und Bürgergarden, mit Festreden

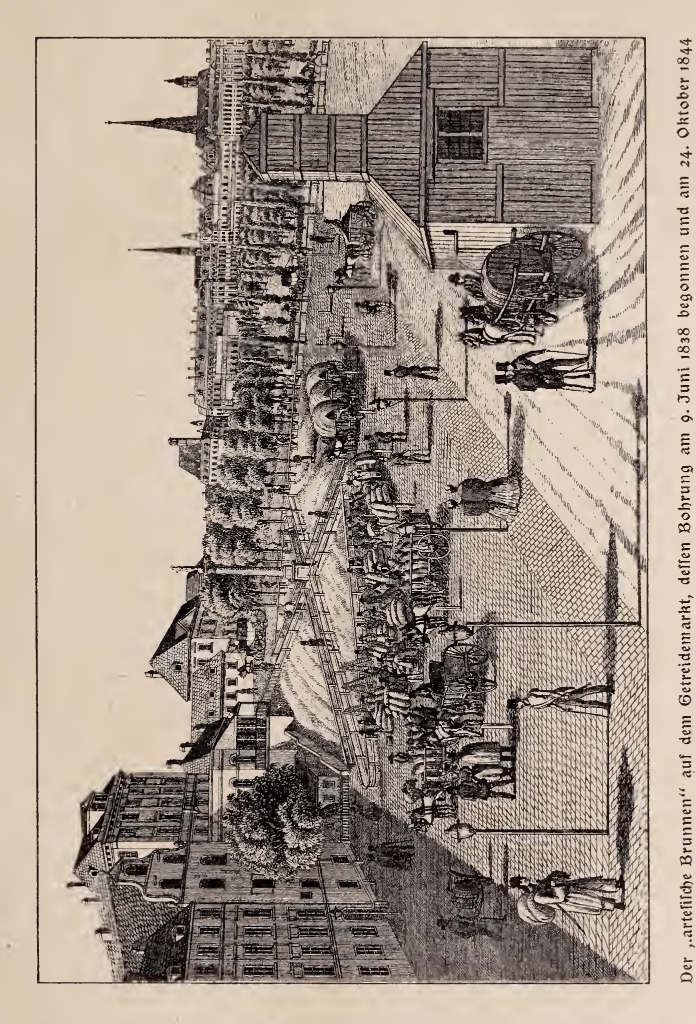
und Festessen, mit Vivatgeschrei und Spielen der Volkshymne. Auch in unserer — der „oberen Gstättengasse", jetzt Luftbadgasse, plätscherte nun ein Brunnen jener Leitung, und der Neuheit der Sache halber war jung und alt fortwährend auf den Beinen, um in Krügen, Flaschen und Gläsern das erfrischende Naß sich zu holen. Auch für mich und meine größeren Geschwister war dies eine plausible Gelegenheit, um einigemale des Tages ins Freie zu gelangen. Da, als ich mich eben zu einem solchen Ausfluge anschickte, kam mir eine glorreiche Idee: Ich wappnete mich in die schönste meiner Rüstungen, nahm einen Krug und schritt feierlich mit geschlossenem Visier und wehendem Helmbusch die Gasse entlang zum Brunnen. Selbstverständlich umgab mich bald eine stetig wachsende Schar der Umwohner — zumeist mit scheuer Bewunderung erfüllte Kinder, johlende Lehr- und Gassenbuben und kichernde Mägde — ein Ensemble, das aber doch meinen Ehrgeiz vollauf befriedigte. Von diesem Hofstaate begleitet, schritt ich stolz mit gefülltem Kruge dann wieder heim.

Daß die Einführung dieser Wasserleitung, welche nicht wie die gegenwärtigen Hochgebirgsquellen, sondern nur filtriertes Donauwasser den Wienern vermittelte, trotzdem von diesen mit Befriedigung begrüßt wurde, erklärt sich aus der Unzulänglichkeit der vorher bestandenen Wasserversorgung. Im Zusammenhange mit dieser steht nun ein anderer meiner Kinderstreiche, den ich gemeinschaftlich mit meiner ältesten Schwester Bertha ausführte.

Industriell veranlagte Menschen aus den unteren Gesellschaftsschichten betrieben damals, die Wassernot benützend, einen ziemlich einträglichen Handel mit dem unentbehrlichen Element, indem sie es in Fässern auf Wägen herumführten und verkauften.

Der Meister des Hauses, in dem wir wohnten, hatte sich zu diesem Zwecke einen Esel angeschafft, eine Acquisition, die uns Kinder lebhaft interessierte. — Eines Morgens erblickte ich von unserem Kinderfenster aus das verlockende Gefährte beim Hausthore haltend. Nach einem verführerischen Zuruf an meine Schwester eilte diese mit mir, unbemerkt von den Eltern, ans Thor hinab, und zwar beide noch ungewaschen und ungekämmt, ohne Strümpfe und Schuhe, ich nur mit Hemd und Höschen, die Schwester nur mit Hemd und Röckchen bekleidet, konnte doch der interessante Esel uns jeden Augenblick wieder entschlüpfen. Während wir nun denselben bewundernd

und liebend betrachteten und streichelten, erschien unser Hausmeister, ein einsilbiger aber stets „angeheiterter“ Mann mit einer rubinroten Nase, und im Begriff fortzufahren, um sein leeres Faß bei dem erst



Der „artesische Brunnen“ auf dem Getreidemarkt, dessen Bohrung am 9. Juni 1838 begonnen und am 24. Oktober 1844 vollendet wurde.

Lithogr. (Museum d. Stadt Wien.)

vor kurzem erbohrten artesischen Brunnen am Getreidemarkt neu zu füllen, stellte er mir den großmütigen Antrag, den Esel zu besteigen und so reitend das genannte Ziel zu erreichen. Dies unerwartete Glück war so groß und verlockend, daß es kein Überlegen des „Für

oder Wider" aufkommen ließ, und als auch die Schwester kein Bedenken hatte mitzuziehen, setzten wir uns zur Erheiterung aller Passanten in Bewegung.

Aber mit jedem Schritte wurde die in mir aufdämmernde Befürchtung, daß unser Verschwinden zu Hause entdeckt werden könnte, intensiver, und, nicht mehr weit vom Ziele, endlich so unerträglich, daß ich meinen Renner anhaltend abstieg und mit der Schwester so schnell als möglich nach Hause eilte. Dort war richtig die ganze Familie schon in Aufruhr; denn nur zu bald war unser Abgang entdeckt worden und traf auch schon die Kunde ein, in welcher Gesellschaft und in welcher Toilette die Kinder des „Herrn Polizeikommissärs" die Straßen durchziehend gesehen worden waren. Für mich aber wurde dadurch ein Augenblick des Genusses zu einem „Dies irae", und zwar nicht zum ersten- und nicht zum letztenmal in meinem Leben.

Im Oktober 1846 war ich in die Vorbereitungsschule der Akademie der bildenden Künste aufgenommen worden, und im darauf folgenden Frühjahre erlebte ich ein Ereignis, dessen dramatisch feierlicher Abschluß auf mich einen mächtigen und unvergeßlichen Eindruck machte.

Am 30. April 1847 verschied in Wien Erzherzog Carl, der Sieger bei Aspern, der unermüdliche Kämpfer für Österreichs Macht und Ehre.

Durch eifriges, wiederholtes Lesen eines eingehenden Berichtes über jenes zweitägige blutige Ringen auf dem Marchfelde, und unterstützt von meiner schon damals regen Phantasie, waren mir die Einzelheiten des Kampfes so gegenwärtig, als hätte ich sie selbst mitgemacht. Von diesen Bildern erfüllt, eilte ich nun am Tage des Begräbnisses auf das „große Glacis", um den militärischen Trauerfeierlichkeiten beizuwohnen.

Ich hatte bei einem Kastanienbaum der das Glacis durchkreuzenden Alleen einen für die Übersicht günstigen Standpunkt gefunden. Vor mir, jenseits des weiten Wiesengrundes, erhoben sich die alten Bastionen mit der kaiserlichen Burg, über welcher teils dunkle, teils noch sonnenbeglänzte Gewitterwolken lagerten. Vom dumpfen, immer näher schallenden Wirbel der schwarzverhängten Trommeln begleitet, entfaltete sich allmählich vom Burgthor her in

gemessenem Paradeschritt der grandiose militärische Leichenzug — und jetzt intonierte die an seiner Spitze marschierende Musikkapelle einen von mir bis dahin noch nie gehörten Trauermarsch. Es war Beethovens großartiger „Marche funèbre“, auf den Tod eines Heroen.

Ich lauschte wie fasciniert, denn eben hatte das Mark und Bein durchdringende Trio begonnen. In diesem Augenblick flammte ein gewaltiger Blitzstrahl durch das bereits verfinsterte Gewölk und sein Donnerrollen verwob sich mit den dröhnenden Akkorden Beethovens, während ein, vom jetzt losbrechenden Sturm gepeitschter Regen- und Hagelschauer mit seinem Schimmern und Rauschen das ergreifende Schau- und Tongemälde vervollständigte.

Die überraschte Zuschauermenge zerstob wie Spreu im Winde nach allen Richtungen. Ich aber starrte mit Thränen in den Augen, vom Kopf bis zu den Füßen durchnäßt und wegen des Sturmes den Baum umklammernd, wie festgebannt, auf das von den Elementen mitgefeierte Todesfest.

Es war einer der effektvollen Aktschlüsse des immer noch fortspielenden historischen Dramas „Österreich“. Ein Jahr später aber rauschte der Vorhang empor für den Beginn eines neuen bedeutsamen Aufzuges, für den Beginn der „konstitutionellen Ära“.



II. Das Jahr 1848.

„Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n."
Schiller.

1. Die Märztage.

„Freiheit, Gleichheit, hört man schallen,
Der ruhige Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher!„
Schiller.

Am 28. Februar 1848 hatte ich mein dreizehntes Lebensjahr zurückgelegt, war aber in der körperlichen und geistigen Entwicklung den meisten meiner Altersgenossen weit voraus, ein Moment, welches mein selbständiges Auftreten im Verlaufe des interessanten und bewegten Jahres erklärlich macht.

Schon im Verlaufe der Wintermonate von 1847, wie des Frühjahrs 1848 waren mir in den Gesprächen des Vaters mit anwesenden Freunden die Worte „Verfassung, Konstitution, Parlament" aufgefallen, aber von mir nicht weiter beachtet worden, während die Zeitungsberichte über den Februaraufstand in Paris wegen der darin enthaltenen Schilderungen der Barrikadenkämpfe meine Einbildungskraft lebhaft angeregt hatten.

So kam der schon in der römischen Geschichte berüchtigte „Idus des Märzen" heran. Ahnungslos eilte ich am Morgen des 13. März, schon etwas verspätet, in die Vorbereitungsschule der Akademie und machte mich dort eifrig an das Zeichnen von Augen, Nasen und sonstigen Gesichtsteilen, als sich mit einem Male unter uns die Nachricht verbreitete, „daß es heute losgeht, daß das Landhaus in der Herrengasse von Studenten und anderen Leuten um-

lagert sei und auch schon Militär in die Stadt marschiere". Unserer jugendlichen Neugierde entsprechend, wären wir am liebsten auch sofort in die Herrengasse gerannt, da es aber indessen Mittag geworden war, so zogen es doch die meisten von uns vor, früher noch den häuslichen Fleischtöpfen sich zu nähern.

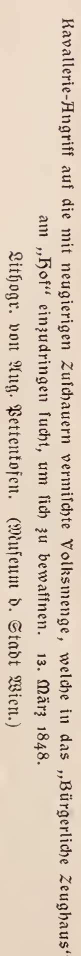
Bei denselben angekommen fand ich Mama schon in großer Aufregung, denn der Vater hatte die Nachricht zugeschickt, daß er das Amtslokal nicht verlassen könne, da man den Ausbruch einer Revolution befürchte. Während des Essens saß ich wie auf Nadeln, denn ich wollte um keinen Preis den seltenen Genuß versäumen, eine Revolution mit Barrikaden ꝛc. in Wirklichkeit zu sehen und mitzumachen, anstatt nur von ihr zu hören und zu lesen.

Die Erlaubnis das Haus zu verlassen, erhielt ich aber erst, nachdem ich mit der unschuldigsten Miene von der Welt versichert hatte, daß ich nur, wie gewöhnlich nachmittags, meinen Freund Emler besuchen wolle, um in seiner Gesellschaft zu zeichnen.

Von der Familie desselben aber hörte ich, daß er mit seinem älteren Bruder selbstverständlich schon in die Herrengasse geeilt sei, und selbstverständlich befand auch ich mich in kürzester Zeit auf dem Michaelerplatz und beim Eingang in die fatale Gasse. Das gegen den Platz mündende Thor der kaiserlichen Burg war mit Militär besetzt, vor dem, bei zwei aufgepflanzten Kanonen, die Artilleristen mit brennenden Lunten standen. In der Herrengasse aber erscholl das dumpfe und verworrene Getöse zahlloser Menschenstimmen. Eben war ich im Begriffe, mich in das die Gasse ausfüllende Gedränge zu begeben, als die Masse sich plötzlich mit wildem Geschrei gegen den Michaelerplatz hin flüchtete. Sofort kehrte auch ich um und stürzte instinktmäßig auf das nächstgelegene Hausthor zu, das mir aber der Hausmeister gerade vor der Nase zugeschlagen hätte, wäre ihm nicht ein Mann mit einer Holzbutte am Rücken zwischen die Thorflügel gekommen, welchen Umstand ich mit Geistesgegenwart benützte, um unter der Butte hinweg ins Haus zu schlüpfen.

Als der Lärm auf der Straße wieder geringer wurde, verließ ich das Haus durch ein in die Schauflergasse führendes Thor und versuchte, trotz des kaum überwundenen Schreckens, der verhängnisvollen Gasse von einer anderen Seite nahe zu kommen. Ich eilte demnach über den Ballplatz und durch die damalige vordere Schenken-

straße diesem Ziele zu. Als ich aber das Gedränge in der Herrengasse nahezu erreicht hatte, hörte ich hinter mir plötzlich den dröhnenden Eilschritt einer marschierenden Truppe, ich wandte mich um



Kavallerie-Angriff auf die mit neugierigen Zuschauern vermischte Volksmenge, welche in das „Bürgerliche Zeughaus“ am „Hof“ einzudringen sucht, um sich zu bewaffnen. 13. März 1848.
Lithogr. von Aug. Pettenkofen. (Museum d. Stadt Wien.)

und ließ, erschreckt an die Häuserwand gedrückt, eine Pionierabteilung an mir vorüberschreiten. Kaum war ich hinter derselben, so kommandierte der sie führende Offizier mit lauter Stimme in kurzen Intervallen: „Halt! Aufmarschieren! Ladet! Pflanzt das Bajonett!

Marsch!" Diese, eine Kathastrophe verkündenden Kommandorufe, der beginnende Vormarsch der nun die Gassenbreite ganz ausfüllenden Truppe, sowie das allmählich anschwellende Angst- und Wut-



Plündernder Pöbel wird beim Einbruch in das Pfarrhaus „Mariahilf" vom Militär überrascht und gefangen genommen
Lithogr. von Günther. (Museum d. Stadt Wien.)

geschrei der bedrohten, dicht gedrängten Menschenmenge erfüllten mich mit panischem Schrecken. Ich lief, so schnell ich konnte, die fast menschenleere Schenkenstraße zurück und durch das Franzensthor auf das Glacis. In diesem Augenblicke ertönte aus der Gegend,

die ich eben verlassen hatte, das scharfe, unheilverkündende Getöse mehrerer Gewehrsalven. Von neuem Grauen erfaßt, eilte ich über das Glacis an den dort aufgestellten Truppen der Garnison vorbei nach Hause.

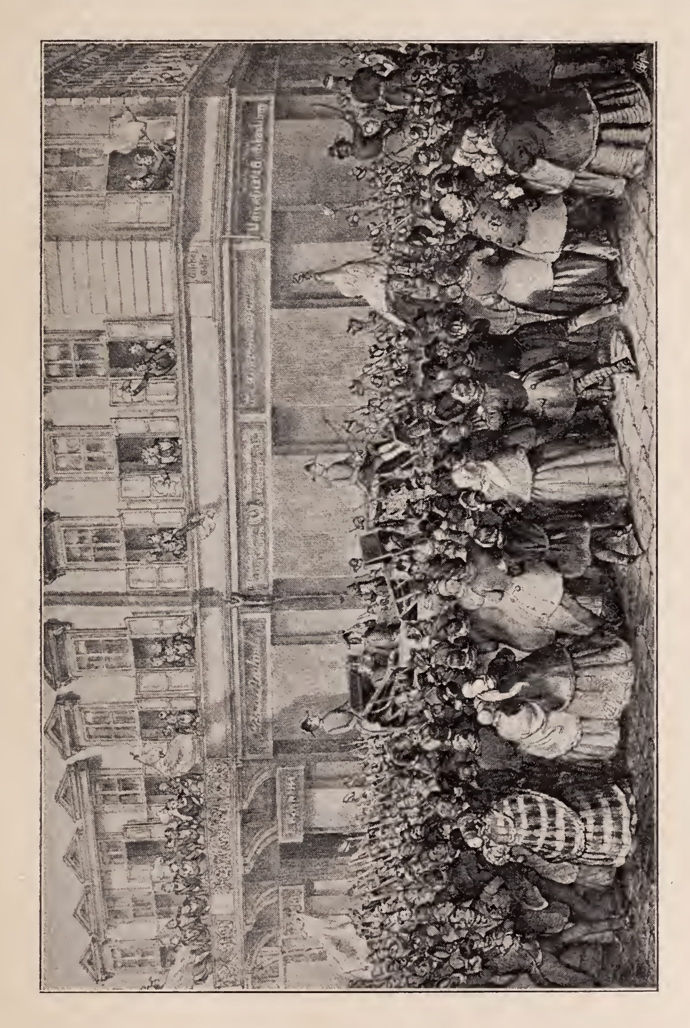
Auf dem Getreidemarkte, vor dem Eingang in die jetzige Gumpendorferstraße, traf ich mit einem jungen Menschen zusammen, welcher, ein abgebrochenes Stuhlbein in der Hand, mir mitteilte, daß er im Landhause gewesen sei und von dort sich dieses Bruchstück der zertrümmerten Möbel als Andenken mitgenommen habe.

Bei den Meinen wieder angelangt, wurde ich wie ein Missethäter, aber wie ein teurer, vom Tode auferstandener Missethäter empfangen. Meine gute Mutter hatte nämlich bald nachdem ich aus dem Hause war, mir in berechtigtem Mißtrauen einen Boten nachgeschickt, welcher mit dem alarmierenden Bericht zurückkam, ich sei meinem Freunde in die Stadt nachgeeilt, wo bereits geschossen werde und es schon zahlreiche Tote und Verwundete gebe. Diesem vermeintlichen Blutbade war ich nun glücklich entkommen und so blieb der armen Familienmutter nur noch die Sorge um den Vater übrig, der erst gegen Morgen nach Hause kam mit Nachrichten über das wüste Treiben des Pöbels aus den Vororten.

Merkwürdigerweise erhielt mein Cousin im Laufe des Vormittags, Dienstag, den 14. März, die Erlaubnis, mit mir ausgehen zu dürfen, um noch nähere Erkundigungen einzuziehen, nachdem er die feierliche Versicherung abgegeben hatte, die größte Vorsicht walten zu lassen.

Wir begaben uns zuerst auf die Mariahilferstraße, wo bei der Kirche eben ein Pöbelhaufen von Grenadieren auseinandergesprengt und ein halbwüchsiger Bursche dabei mit dem Bajonnet niedergestochen worden war. Die Straße selbst bot einen unheimlichen Anblick insoferne, als sämtliche Gaskandelaber abgeschlagen waren und aus ihren Stümpfen das brennende Gas in Armlänge herausloderte. Bei der Mariahilferlinie stand das Amtsgebäude und weiter hinaus, im Vororte Sechshaus, die Fabrik Granichstätten in Flammen. Als wir in deren Nähe einen Haufen betrunkener und johlender, mit Äxten und eisernen Brechstangen bewaffneter Arbeiter herankommen sahen, flüchteten wir uns schleunigst über die dortige Brücke auf das rechte Wienufer bei Meidling und eilten, von diesen grausen Eindrücken erfüllt, wieder nach Hause.

Auf dem Wege aber wurde uns noch ein seltsamer Anblick zu teil, der einerseits, besonders nach dem oben Geschauten, beruhigend, andererseits aber erheiternd wirkte. In brüderlicher Vereinigung



Kaiser Ferdinands Rundfahrt durch die Stadt am 15. März 1848.
Lithogr. von F. Hofbauer. (Museum d. Stadt Wien.)

mit Militär und uniformierter Bürgergarde oder auch selbständig marschierend, begegneten uns Scharen von Zivilisten aus allen Ständen in ihrer Alltagskleidung und größtenteils mit sogenannten Cylinderhüten als Kopfbedeckung, aber bewaffnet mit Musketen,

Jagdgewehren, Reiterpistolen und allen Gattungen Säbeln und Degen. Jeder einzelne hatte um den linken Arm eine weiße Binde befestigt und manche trugen auch weiße Schärpen.

Diese improvisierte Truppe hatte sich schon mit Bewilligung der Behörden und zumeist ausgestattet mit Waffen aus dem bürgerlichen Zeughause gebildet, um den plötzlich aufgetauchten, sengenden und plündernden Pöbel wieder einzuschüchtern oder auseinander zu jagen. Daß der Anblick dieser in Bezug auf das Alter, die Gestalt, Bekleidung und Bewaffnung bunt zusammengewürfelten Kriegerscharen einigermaßen komisch wirkte, ist wohl begreiflich; ebenso aber, daß dieselben Leute einige Monate später als Nationalgarden oder akademische Legionäre uniformiert und einexerziert, einen ernsteren und stattlicheren Eindruck machten.

Nun folgt in meiner Erinnerung die Proklamierung der sogenannten „Errungenschaften", nämlich „der Konstitution", „Preßfreiheit" und „Nationalgarde" und zwar in folgender Weise: Der Vater kam täglich zur bestimmten Stunde mittags und abends aus seinem Bureau nach Hause. Um diese Zeit warteten wir Kinder mit der Mutter oft an den Fenstern, die nach dem Hofraum des Hauses gingen, welchen der Vater bei seiner Heimkunft durchschreiten mußte. Bei seinem Erscheinen brachen wir Kinder immer in ein Jubelgeschrei aus und die größten eilten ihm die Stiege hinab entgegen. Am 14. März mittags nun warteten wir mit noch größerer Aufregung wie gewöhnlich auf seine Ankunft, aber als wir dieselbe nach unserer Art begrüßt hatten, blieb der Vater plötzlich mitten im Hofe stehen, schwang seinen Hut und rief jubelnd zu uns herauf: „Vivat! Konstitution, Preßfreiheit, Nationalgarde bewilligt! Vivat Kaiser Ferdinand der Gütige!"

Meine letzten Erlebnisse aber im Verlauf der denkwürdigen Märztage knüpfen sich an die festliche Beleuchtung der Stadt und den Leichenzug der „Märzgefallenen".

In der Nacht von dem 15. auf den 16. März zog ich mitten im dichtesten Gewoge der jubelnden Menschenmenge und einige Male in der Gefahr erdrückt zu werden, stundenlang durch die Gassen und über die Plätze der glänzend beleuchteten inneren Stadt. Den Höhepunkt jedoch erreichten die auf mich seit drei Tagen mit realistischer Wucht einstürmenden Sensationen in dem Augenblick, in

welchem Kaiser Ferdinand auf seiner Rundfahrt durch die Stadt gleichzeitig mit mir auf dem Stephansplatze anlangte. Der mächtige Dom, welcher mit seinem Riesenturme ernst und dunkel in den klaren Sternenhimmel ragte, die ihn umgebenden im Glanze zahlloser Lichter strahlenden Häuserfronten, die dichtgedrängten Menschenmassen, deren unaufhörliche Jubelrufe mit elementarer Gewalt die Luft durchbrausten, und von all dem umringt, umtost und erschüttert, der bis zu Thränen gerührte Monarch, der wie erdrückt von den vulkanartigen Ausbrüchen der Volksgefühle, zusammengesunken im Wagen saß und fortwährend nur nach links und rechts grüßend und dankend sich verneigte. All dies zu einem Gesamteindruck verschmolzen war ein Gegenstück zu der vor einem Jahre von mir erlebten Todesfeier des Siegers von Aspern.

Wer aber, mit Ausnahme einiger vielleicht anwesender Führer der internationalen Revolution, hätte damals geahnt, daß diese Stunde des Jubels nur ein Vorspiel sei, welches Monate voll der schmerzlichsten Erfahrungen und Enttäuschung einleitete, für den gutmütigen, aber schlecht beratenen Beherrscher der österreichischen Monarchie, wie für seine Völker?

Das trübe, düstere Wetter am 13. und 14. März hatte sich am 15. aufgeheitert und blieb — wenige Regentage ausgenommen — bekanntlich selten schön bis in den Oktober hinein.

Und so verklärten Frühlingslüfte und Sonnenschein auch den 17. März, an dessen Nachmittag der obgenannte Leichenzug vom „Allgemeinen Krankenhause“ aus über das Glacis und die Mariahilferstraße sich nach dem Schmelzer Friedhof bewegte. Um denselben zu sehen, hatte ich mich in der Nähe des Burgthores aufgestellt.

Dabei erregte mein besonderes Interesse die malerische Erscheinung einer von uns Schülern der Akademie sehr verehrten Persönlichkeit. Es war der Maler und Professor der Anatomie, Anton Ritter von Perger, welcher auch in dem Zuge sich befand.

Auf einem dunkelbraunen Pferde ritt er langsam und feierlich vorüber, bekleidet mit einem schwarzen Sammtrock, welchen eine weiße Schärpe schmückte, das gebräunte, männlich schöne Antlitz beschattet von einem dunkeln Filzhut mit schwarzen Straußfedern, die Hände in helledernen Stulphandschuhen, und in der Rechten ein blankes

Schwert, das er bei meinem ehrfurchtsvollen, bewundernden Gruße freundlich lächelnd senkte. Es war ein zur Wirklichkeit gewordenes Bild meiner romantischen, malerischen Träumereien.



Das Leichenbegängnis der „Märzgefallenen" am 17. März 1848.
Lithogr. (Museum d. Stadt Wien.)

Ähnliche Bilder aber wurden bald immer häufiger zu Wirklichkeiten, so daß man den Eindruck hatte, sich inmitten eines fortwährenden Kostümfestes zu befinden. Deshalb war auch dazumal mein größter Schmerz der, daß ich meine Eitelkeit in dieser Rich-



Zwei Nationalgardisten (ein Kavallerist und ein Infanterist).
Lithogr. von Zampis. (Museum d. Stadt Wien).

tung nicht annähernd befriedigen konnte. Ich wurde nämlich wegen meines eben erst erreichten dreizehnten Lebensjahres nicht in die sich bildende Studentenlegion aufgenommen, und konnte mir so nur einige Federn auf den Hut stecken und mußte statt mit einer Waffe mit einem sogenannten Ziegenhainerstock vorlieb nehmen, während mein

nur um einige Jahre älterer Freund Bonaventura Emler einen mächtigen Schläger aus dem XVI. Jahrhundert stolz an seiner Seite trug. Freilich hatte diese Herrlichkeit schon in einem halben Jahre



Ein Mitglied der Studentenlegion (Techniker).
Lithogr. von Zampis. (Museum d. Stadt Wien.)

wieder ihr Ende erreicht als Illustration des bekannten Spruches: Vanitas vanitatum, omnia vanitas!

Den beglückenden Flitterwochen der neuen Verbindung zwischen den Völkern und der Regierung des Kaiserstaates folgten nur zu bald eine Reihe von Mißverständnissen und Stürmen, die nur dann

und wann durch mehr oder minder aufrichtige Sympathiekundgebungen wieder für kurze Zeit ausgeglichen wurden.

Der Monat April brachte unter anderem auch die Formierung und Uniformierung der akademischen Legion und der Nationalgarde zum Abschluß, und bei dieser Gelegenheit spielte sich folgendes bezeichnendes Geschichtchen ab: Um die Uniformierung mittelloser Legionäre und Nationalgardisten zu ermöglichen, wurden öffentliche



Erinnerungsmedaillen an die beiden hervorragendsten deutschen Künstler der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts Peter Cornelius und Friedrich Overbeek.
Ausgeführt vom Medailleur Wenzel Seidan während seines Aufenthalts in Rom 1845—48.

Geldsammlungen bei den besser situierten Bürgern der Stadt eingeleitet. Und begreiflicherweise hatte nicht leicht einer derselben den Mut, aus Prinzip oder aus Sparsamkeit eine Beitragsleistung abzulehnen, hatte doch schon das Volk an jener Art von Lynchjustiz Geschmack gefunden, die mit dem Namen „Katzenmusik" bezeichnet wurde und die unter Umständen mit Fenstereinwerfen und noch ärgeren Gewaltthätigkeiten abschloß.

Eines Tages besuchten einige bereits uniformierte Nationalgarden auch den schon erwähnten Professor und Bildhauer Käßmann, welcher in der gegenwärtigen Windmühlgasse ein Haus besaß. Der

Professor, der überhaupt ein Original war und dessen derbe Ungeniertheit weit und breit bekannt war, hatte kaum vernommen, um was es sich bei diesem Besuche handelte, als er schon mit der Hand auf die Thüre weisend, den Repräsentanten der damaligen Machthaber zudonnerte: „Dort hat der Zimmermann das Loch gelassen, marsch hinaus!" Und als die über diesen unerhörten Empfang Empörten ihm mit der Rache der beleidigten Kameraden drohten, schrie er, ergrimmt eine eiserne Brechstange schwingend: „Sie sollen nur kommen! Dem ersten, der die Courage hat mich anzurühren, schlag ich den Schädel entzwei!" Und wirklich kam niemand wieder.

Diese Abweisung entsprang aber nur den politischen Anschauungen des Professors, welcher die ganze Bewegung von Anfang an mit scheelen Augen angesehen hatte und seine abfällige Meinung auch bei jeder Gelegenheit unverholen zum Ausdruck brachte. Meine Erinnerungen vom 26. Mai werden noch einen Beweis hiefür enthalten.

An einem der letzten Apriltage traf unser, schon erwähnter, Freund Seidan direkt von Paris kommend in Wien ein. — Er hatte während seinem dreijährigen Aufenthalt in Rom, unter anderen Arbeiten, auch zwei sehr schöne Medaillen ausgeführt, welche den beiden bedeutendsten deutschen Künstlern von damals, Cornelius und Overbeek, gewidmet waren. — Da er, auf seiner Rückreise über Paris, dort die Februarrevolution miterlebte, so hatte er auch in dieser Beziehung uns mancherlei Interessantes zu erzählen. Während einer dieser Plauderstunden brachte er mit wenigen charakteristischen Strichen meine wie meiner Mutter und Geschwister Gesichtszüge aufs Papier. Dasselbe bildet umsomehr ein wertvolles Familienandenken, als die Photographie damals noch in den Windeln lag.



2. Die Maitage.

„Das Volk ist frei! Seht an wie wohl's ihm geht!"
Goethe.

Am 3., 5. und 8. Mai wurden, wie bekannt, verschiedenen mißliebig gewordenen Persönlichkeiten, unter anderen dem Minister Fiquelmont und dem damaligen Erzbischof Milde, sowie der Polizei-

direktion am Peter großartige, man könnte fast sagen „solenne“ Katzenmusiken dargebracht.

Infolge meiner, durch meine Akademiekameraden vermittelten Verbindung mit der Legion und ihren Unternehmungen, habe ich auch diesen beigewohnt und in aller Unschuld, aber aus voller Kehle eingestimmt in das Miauen, Johlen, Pfeifen und Pereat-Brüllen des souverän gewordenen Volkes. Auch bei der Sturmpetition am 15. Mai, welche eine neue Konstitution mit nur einer „Kammer“ durchsetzte, habe ich meine gewichtige Persönlichkeit mit in die Wagschale geworfen, und es war bei dieser imposanten Kundgebung des sogenannten Volkswillens, wo ich auf dem äußeren Burgplatze das gleichfalls imposante Schauspiel mit ansah, wie das „bemooste Haupt“ der Legion (seines Namens sowie der Zahl seiner Semester erinnere ich mich nicht mehr) ein fast volles Schaff Bier aus dem Hofkeller, welcher in jener Zeit öfter stark in Anspruch genommen wurde, auf einen Zug leerte, eine That, welche von den Zuschauern teils mit lautem Beifall, teils mit stummem Kopfschütteln begleitet wurde.

Am 26. Mai saß ich vormittags behaglich in unserem Großvaterstuhl und verschlang mehrere Kapitel aus einem Roman in der damaligen „Theaterzeitung“. Er interessierte mich auch deshalb, weil ich seinen Verfasser, den Poeten und ehemaligen k. k. Offizier Pannasch erst am Tage vorher bewundert hatte, wie er hoch zu Roß, von Adjutanten umgeben an der Spitze der Nationalgarde paradierte. Dieselbe hatte ihn an Stelle des verdächtig gewordenen Grafen Hoyos zu ihrem Oberkommandanten gewählt. Aber auch Pannasch mußte als zu „schwarzgelb“ im September seine dornenvolle Würde einem anderen „Bruder in Apoll“ und ehemaligen k. k. Offizier übergeben, und zwar dem Dichter Messenhauser, welcher diese fragliche Herrlichkeit bekanntlich dann mit dem Leben bezahlte.

Während ich nun so dasaß, vertieft in die Schilderungen des erwähnten Romanes, wurde ich durch ein plötzliches Ertönen der Alarmtrommeln und Sturmglocken belehrt, daß wieder ein Konflikt ausgebrochen sei. Aber schon etwas blasiert geworden durch die Häufigkeit solcher Lärmscenen las ich ruhig in dem eben spannend gewordenen Romane weiter, statt mich zu beeilen, den Erfinder desselben in seiner politisch-kriegerischen Thätigkeit an Ort und Stelle zu beobachten.

Durch den nur für kurze Zeit vom Polizeiamte Neubau nach Hause gekommenen Vater erfuhren wir dann, daß die Regierung die Auflösung der „Studentenlegion" dekretiert habe und daß deshalb die innere Stadt vollständig verbarrikadiert werde, um etwaigen militärischen Angriffen Widerstand bis aufs Messer zu leisten. Im Hinblick auf die Gefährlichkeit der Situation wurde mir diesmal das Verlassen des Hauses auf das strengste untersagt.

Da aber die Regierung auch in diesem Falle sofort kleinmütig nachgegeben hatte, und sich alles wieder in Wohlgefallen aufzulösen schien, blieb der Vater über Nacht zu Hause. Doch als wir gegen Mitternacht aus dem Schlafe aufgescheucht wurden durch abermaliges Sturmgeläut und Alarmtrommeln und durch das wie ein Lauffeuer verbreitete Gerücht, daß Feldmarschall Windischgrätz im Begriffe sei, die Stadt mit 20 000 Mann anzugreifen, beeilte sich der Vater trotz aller Familienproteste, seine Pflicht zu erfüllen, welche ihn wieder auf die Polizeidirektion am Neubau rief, als deren Leiter er damals fungierte.

Er kehrte aber nach einigen Stunden wieder zurück, weil es sich indessen herausgestellt hatte, daß nicht ein Angriff der „Soldateska" Wien bedroht hatte, sondern daß nur der ungarische Freiheitsmann und „Apostel" Kossuth an der Spitze einer größeren Deputation mit dem Dampfschiffe angekommen und bei Fackelschein sporenklirrend und eljenrufend in die Stadt einmarschiert war.

Beim Frühstückstisch aber erzählte uns dann der Vater: Er sei auf seinem nächtlichen Wege ins Bureau, umgeben von Nationalgarden und bewaffneten Arbeitern, welche dem Sturmläuten und Alarmtrommeln entsprechend auf ihre Sammelplätze eilten, an dem Hause seines Freundes Käßmann vorübergekommen, und da er bemerkte, daß derselbe eben das Fenster öffnend heraussah, so habe er ihn gegrüßt und auf dessen Frage: „Was denn schon wieder los sei?" geantwortet: „Man sagt, Fürst Windischgrätz sei im Begriffe, mit 20 000 Mann in die Stadt zu dringen," worauf, zum Schrecken des Vaters, Käßmann, unbekümmert um die bewaffneten Passanten der Straße herunterschrie: „Das ist schon recht!" und das Fenster zugeschlagen habe. — Man sieht hieraus, wie aus dem schon früher erzählten, daß der Mann zwar unvorsichtig war, aber was Mut betraf, „seinen Mann stellte", und obgleich er sonst ein trockener

und gröblicher Patron war, hatte er doch viel Anziehendes für mich, weil er eben kein gewöhnlicher kaulquappiger Durchschnittsmensch war.

Der bang durchwachten Schreckensnacht folgte ein sonniger,



Aufmarsch der „Nationalgarde und akademischen Legion" auf dem „äußeren Burgplatz" am 15. Mai 1848.
Lithogr. von Carl Göbel. (Museum d. Stadt Wien.)

von den Wienern „kreuzfidel" verbrachter Maientag, welcher auch mein, durch solche Erlebnisse sich rasch entwickelndes Denk- und Vorstellungsvermögen mit neuen Eindrücken bereicherte. Die Studentenlegion feierte an diesem Tage, unter dem Applaus von ganz Wien,

eine Art von Freudenfest ihrer Wiedergeburt, und die Dekorierung des Festschauplatzes, nämlich der inneren Stadt, war ebenso kriegerisch als malerisch, teils durch den verschwenderisch angebrachten Fahnenschmuck, teils durch die noch nicht dagewesene Großartigkeit des Barrikadenbaues. Ebenso gruselig als unterhaltlich anzuschauen, erhoben sich in allen Gassen, aber besonders zahlreich um die Universität herum, die aus den würfligen Granitpflastersteinen regelrecht erbauten Verschanzungen, von denen die meisten bis an das erste Stockwerk der Häuser reichten. Sämtliche Fenster der letzteren waren geöffnet und gleichfalls mit demselben Steinmaterial versehen, um es — wie die damaligen Tagesblätter sich ausdrückten — „den vertierten Söldnern auf die stumpfsinnigen Schädel zu schleudern!"

Den anziehendsten und zugleich lustigsten Anblick aber gewährten der schaulustigen Menge die eigentlichen Helden des Tages; denn obgleich nicht der geringste Kampf stattgefunden hatte, standen doch fast auf jeder Barrikade, in der Stellung der heroischen Sieger, eine Anzahl von Legionären um ein mächtiges schwarz-rot-goldenes Banner geschart, und ließen sich bewundern von den zahlreichen Frauen und Mädchen, welche diese Burgen der Freiheit den ganzen Tag hindurch umdrängten, oder über dieselben von galanten Legionären und Nationalgardisten geleitet und gehoben wurden.

Ach! Was hätte ich damals dafür gegeben, auch einer von diesen schmucken, gefeierten Helden zu sein!

Im Verlaufe des Tages wurden übrigens die an die Häuser stoßenden Teile der Barrikaden wegen des leichteren Passierens derselben weggeräumt und hier waren auch die Schüsseln und Teller aufgestellt für milde Gaben, die den Proletariern zugute kamen, welche die Errichtung dieser Verkehrshindernisse besorgt hatten.

In den Gemächern aber der von den Freiheitskämpfern verteidigungshalber besetzten Wohnungen sparten die meist vermöglichen Besitzer derselben selbstverständlich nicht mit der Bewirtung ihrer ungeladenen Gäste und mancher kleine, sich dann weiter spinnende Roman wurde bei dieser Gelegenheit angeknüpft zwischen den verschiedenen jugendlichen Helden und ihren Bewunderinnen.

Auf allen Gewölbethüren aber, wie auf den Thoren der öffentlichen und Privatpaläste stand mit weißer Kreide und großer, oft unbeholfener Schrift geschrieben: „Heilig ist das Eigentum!" Dieser



Barrikade in der Nähe der Universität.
Eine der zahlreichen, vom 26. auf den 27. Mai 1848 in der „inneren Stadt" erbauten Barrikaden.
Lithogr. von Carl Göbel. (Museum d. Stadt Wien.)

Spruch wurde auch, wie man sagte, gewissenhaft respektiert, selbst von dem eigentlichen Gesindel, welches, wie wir schon früher gesehen haben, auch Wien damals gleich jeder größeren Stadt mit zu seinen Einwohnern zählte.

Zwei Tage später war ich in der glücklichen Lage, den großen

Kossuth Lajos zu sehen und sprechen zu hören und zwar vor dem Thore der Aula auf dem Universitätsplatze, welchen eine dichtgedrängte Masse von Studenten, Nationalgardisten und sonstigen Neugierigen überflutete. Ich stand auf der obersten Stufe eines der beiden Eingänge zum ehemaligen Jesuitenkollegium und gerade mir gegenüber, neben dem linksseitigen Brunnen an der Aula, hielt von einem Tisch herab der Agitator seine Rede in deutscher Sprache, und obgleich nur die näher Stehenden sie verstanden, brüllten wir andern doch mit, wenn das von deutschem Schwerter- und ungarischem Säbelgeklirr begleitete Vivat- und Eljengeschrei sich erhob; war doch schon der Anblick des feurigen Redners und der ihn als Begleiter umgebenden Pußtasöhne hinreißend schön im Schmuck der verschnürten Attilas und Dolmans und federumwallten Kalpaks. Daß unter diesen Pußtasöhnen viele schon damals nicht der turanischen, sondern der semitischen Rasse angehörten, war noch von keiner Bedeutung, hatte man doch vor kurzem erst die bald alles Beherrschenden aus dem Schmutz und den Miasmen der Ghettos als gleichberechtigt emporgehoben und brüderlich in die Arme geschlossen.

Die nächstfolgende patriotische Kundgebung, an welcher ich teilnahm, und zwar von 5 Uhr morgens bis nach Mitternacht, war das zu Pfingsten von den Führern der Revolution in naheliegender Absicht veranstaltete „Verbrüderungsfest“ zwischen dem Zivil und dem Militär. Als Hauptschauplatz war der mitten im Wienerwalde gelegene Ort Hainbach bestimmt worden.

Zu diesem Feste waren auch Mitglieder verschiedener tschechischer Studentenverbindungen aus Prag in ihrer malerischen Tracht erschienen und zwar ohne eine Ahnung zu haben, da es damals noch keine elektrischen Telegraphen gab, daß zu gleicher Zeit der verhaßte Windischgrätz die „goldene Praha“ bombardierte.

An dem wieder im herrlichsten Sonnenglanze strahlenden Festmorgen bewegte sich von mehreren Musikbanden begleitet, der endlose Menschenzug vom großen Glacis aus, durch die Alserstraße über Dornbach und die Sophienalpe nach dem rings von schattigen Waldbeständen umgebenen reizenden Thale von Hainbach. Bei den animierenden Klängen der Musikbanden und in Abwechslung mit ihnen Studentenlieder singend, zogen, brüderlich Arm in Arm mit den Soldaten der Garnison, Studenten und Nationalgardisten in



Barrikade auf dem „alten Fleischmarkt“ und dessen Besatzung, kommandiert vom Hofschauspieler Carl Formes, Leutnant in der akademischen Legion. 26. u. 27. Mai 1848.

Lithogr. von Jos. Heicke. (Museum d. Stadt Wien.)

buntem Gemisch dahin und wurden hie und da aus den Fenstern der Häuser von Frauen- und Mädchenhänden mit Blumen bestreut, während der Jubel und das Beifallsrufen der tausendköpfigen Menge, welche Spalier bildete, sie umbrauste.

Von meinen Akademiefreunden umgeben marschierte auch ich, einen baumlangen Grenadier des Regimentes Richter zur Seite, dahin. Der Grenadier, ein echtes Wienerkind, hatte meinen federngeschmückten Kalabreserhut aufgesetzt und ich sein mit der Granate geziertes Kasket. Dieser Wechsel der Kopfbedeckung war von einer großen Anzahl der Marschierenden plötzlich in Scene gesetzt worden und erstreckte sich bei einzelnen bis auf den Wechsel der Uniformröcke, als Zeichen der „höchsten Verbrüderung", aber auch zum Gaudium aller Teilnehmer und Zuschauer.

Als wir in der Alserstraße an dem durch eine Aufschrift mit dem Doppeladler gekennzeichneten Hause der dortigen Polizeidirektion vorüberkamen, von deren Fenstern aus die Polizeibeamten sich gemütlich den Zug betrachteten, erscholl auf einmal, auch in aller Gemütlichkeit, das bekannte „Studentenfuchslied", aber die improvisierte Variation des Textes lautete: „Was schaut dort von der Höh'? Was schaut dort von der ledernen Höh'? Es ist die Polizei! Es ist die lederne Polizei!" — Daß dieser Witz auch wieder von allen Seiten „mit großem Gaudium" und in aller Gemütlichkeit aufgenommen wurde, war echt wienerisch.

Nach dem Anlangen des Zuges in Hainbach stärkte man sich vor allem mit Speise und Trank so gut es eben möglich war. Dann lagerten sich auf den Wiesen im Waldesschatten Militär und Zivil, Männlein und Weiblein, denn auch von den letzteren waren eine große Anzahl auf verschiedenen Wegen eingetroffen. Natürlich wurden auch politische Reden gehalten, doch dieselben fanden eben nicht besonders aufmerksame Zuhörer; dafür aber wuchs die allgemeine Begeisterung und Verbrüderung mit der Zahl der geleerten Bierfässer. Wer die Füllung derselben aber bezahlt hatte, wußten nur „die Götter" und die schon genannten Veranstalter des Festes.

Trotz dieser „allgemeinen Verbrüderung" mußte ich aber doch im Verlauf des Nachmittags mit dem Schläger eines Freundes eine Mensur ausfechten, die aber so harmlos war, daß sie nur einige blaue Flecke an den Armen zur Folge hatte. Ich wurde nämlich

von den oberwähnten tschechischen Studenten „kommentmäßig angerempelt", weil ich ihnen wegen meiner Taufnamen „Wenzel Ottokar" als Stammverwandter scherzweise vorgestellt worden war, ich aber erklärt hatte, ein Deutscher zu sein, der kein Wort tschechisch könne. Diese nationale Zwiefältigkeit mußte selbstverständlich in „ritterlicher" Weise gesühnt werden.

Der Rückmarsch nach Wien erfolgte in vollständiger Auflösung und mancher zu begeisterte Zivilist oder Soldat mußte unbrüderlich im Stich gelassen werden. Ich kehrte mit einigen Freunden über Hütteldorf und die Schmelz zurück und kam nach Mitternacht todmüde nach Hause.



3. Die Sommermonate.

Trotzig schaut und kühn aus finstern Wimpern der Jüngling
Und gehärtet zum Kampf spannt die Sehne sich an.
Fern in der Speere Gewühl und auf die stäubende Rennbahn
Ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brausende Mut.
Schiller.

Die in den Märztagen begonnene Lockerung aller bis dahin festgegnüpften Bande der staatlichen Autorität und Ordnung hatte allmählich die Verhältnisse gewissermaßen auf den Kopf gestellt, besonders auch in der Sphäre des öffentlichen Unterrichts.

Die Studierenden der Wiener Universität beschäftigten sich fast ausschließlich nur mehr mit der Politik.

Von einem internationalen Revolutionskomité beeinflußt und geleitet, diktierte die akademische Jugend der jeweiligen Regierung, was sie zu thun und zu lassen habe, setzte Minister ein und ab u. s. w. — Die Aula des Universitätsgebäudes in der damaligen Bäckerstraße war in eine große Wachstube umgestaltet und stets zahlreich besucht und besetzt von uniformierten und bewaffneten Musensöhnen, welche dort politisierten und konspirierten und nebenbei rauchten, tranken und Karten spielten, während die Hörsäle leer standen.

Diesem Beispiel folgten mehr oder minder alle übrigen höheren Unterrichtsanstalten.

Auch an der Akademie der bildenden Künste in der Annagasse hatte jedes regelmäßige Studium aufgehört, dafür war aber auch dort eine Wachstube errichtet mit einer ständigen Besatzung.



Die Wachstube der akademischen Legion in der Aula der alten Universität.
Unvollendete Skizze nach der Natur, wahrscheinlich von Jos. Heicke. (Museum d. Stadt Wien.)

Wie die Juristen, Mediziner, Philosophen und Techniker, formierten die Jünger und Meister der bildenden Künste ein eigenes Corps der akademischen Legion, bestehend aus vier Kompagnien und kommandiert von selbstgewählten Offizieren. Von diesen wurde Einem, nämlich dem Portätmaler Aigner, die Ehre zu teil, von der ganzen Legion zu ihrem Oberkommandanten ernannt zu werden, eine Ehre, welche derselbe wie bekannt bald mit dem Tod durch Henkershand gebüßt hätte.

Nur eine kleine Zahl von besonders eifrigen Schülern der Akademie, unter denen sich auch meine Freunde Emler, Passini, Romako und Josef Schönbrunner, nebst meiner Wenigkeit befanden, zeichneten und malten aus eigenem Antrieb und aufsichtslos in einem der Akademiesäle nach dem Aktmodell. Nur hie und da einmal machte der eingeschüchterte Direktor Petter oder ein Professor uns einen flüchtigen Besuch, bis sie gänzlich verscheucht wurden durch folgenden von uns eines Tages geplanten und ausgeführten Streich:

Wir erfuhren nämlich, daß zur Beratung von Reformen, welche auch auf der Akademie eingeführt werden sollten, das ganze Professorenkollegium noch in derselben Woche eine solenne Versammlung halten werde und zwar in demselben Saale, in welchem wir arbeiteten, weshalb uns auch wegen dessen Räumung der Zeitpunkt der Versammlung bekannt gegeben wurde. Gleichzeitig aber verlautete, daß die meisten der Professoren gegen eine gründliche Reform entschieden Stellung nehmen wollten.

Um diesen nun in symbolischer Weise ihre Rückständigkeit „ad oculos“ zu demonstrieren, wurde von uns ein riesiger Zopf aus Werg, geschmückt mit einer schwarz-gelben Schleife, angefertigt und in der Mitte des Plafonds jenes Saales mit vieler Mühe an einem Lampenhaken aufgehängt, so daß dieses nicht mißzuverstehende Zeichen über den Häuptern der Versammlung zu schweben kam.

Zu unserer Genugthuung hörten wir schon am anderen Morgen durch die Diener, daß unser Scherz die beabsichtigte Wirkung gehabt habe. Nachdem die Versammlung schon eine Weile getagt hatte, ward die zwei und einen halben Meter lange, lautlose Anspielung plötzlich bemerkt. Unter allgemeiner Indignation, welche aber nur der schon erwähnte Professor Käßmann rücksichtslos zum

Ausdruck brachte, indem er unseren vermeintlichen Geniestreich kurz und bündig ein „Lausbubenstück“ nannte, wurde die Sitzung aufgehoben und jede weitere Beratung auf unbestimmte Zeit vertagt.

Wir arbeiteten gewöhnlich in Hemdärmeln, während die Uniformröcke, Kalabreserhüte, Schwerter und Musketen ringsumher an den Wänden hingen und lehnten, und zwar damit deren Besitzer in der Lage waren, sofort dem kriegerischen Rufe der Alarmtrommeln folgen zu können. Was die Besatzung der erwähnten Wachstube betrifft, so war für dieselbe ein Turnus eingeführt, da aber das Wachestehen bald seinen Reiz verlor, so bürgerte sich bei der Legion, wie bei der Nationalgarde nach und nach der Usus ein, daß eine Anzahl mittelloser Kollegen gegen eine kleine Geldentschädigung das langweilige Amt übernahmen. Sie ersparten so auch die Kosten für ein Obdach, indem sie bei der Nacht mit den strohsackbelegten Pritschen als Lager vorlieb nahmen.

Wie es aber, besonders später, in dieser, wie auch in manch anderer Beziehung mit der militärischen Disziplin dieser Krieger aussah, kann ich mit folgendem Beispiel illustrieren.

Ein gewissenhafter Nationalgardist der „Inneren Stadt“, mein späterer Schwiegervater, begab sich am Ende des Sommers, dem Turnus gemäß, bewaffnet in die ihm zugewiesene Wachstube. Zu seiner Verwunderung fand er aber nur die Hälfte der bestimmten Besatzung. Im Laufe des Tages schmolz aber auch diese immer mehr zusammen, weil ein Krieger nach dem andern sich entfernte mit dem Versprechen, bald wieder zurück zu kommen. Als mein künftiger Schwiegervater gegen Abend von seinem, nunmehr allein übrig gebliebenen Wachkommandanten auf den Thorposten reglementmäßig geführt worden war, verschwand auch dieser unter dem Vorgeben, seine pflichtvergessenen Untergebenen aufsuchen und zurückbringen zu wollen.

So wartete denn der einzige Pflichtgetreue von einer Stunde zur andern auf seine Ablösung. Als aber der Morgen graute und er durch nahezu zwölf Stunden das ohnehin versperrte Thor getreulich bewacht hatte, nahm er empört den ihm übergebenen Thorschlüssel aus der Tasche, sperrte auf, begab sich in die leere Wachstube, deponierte dort ingrimmig sein Gewehr und eilte indigniert nach Hause. Schon des andern Tages aber verließ er mit seiner

Familie Wien, um es erst nach dessen Eroberung durch die Truppen wieder zu betreten.

Nach der „Sturmpetition" hatte sich am 18. Mai Kaiser Ferdinand mit dem ganzen Hofstaat von Wien nach Innsbruck geflüchtet.

Am 12. August hielt er wieder seinen feierlichen Einzug in Wien und selbstverständlich befand auch ich mich unter den „getreuen Wienern", die den Monarchen aufs neue begeistert umjubelten, nachdem sie ihn drei Monate vorher in der Hofburg stürmisch bedrängt hatten. Ich stand vor dem äußeren Burgthor, durch welches der Hof in offenen Wägen einzog und erinnere mich auch noch deutlich des Wagens, in welchem sich des Kaisers Neffen, die jugendlichen Erzherzoge, befanden.

Am 19. August wohnte ich dann der Feldmesse bei, welche auf dem „großen Glacis" celebriert wurde. Es war gleichzeitig eine Loyalitätskundgebung für den Kaiser und eine zu seiner Einschüchterung dienende Heerschau über die akademische Legion und die gesamte Nationalgarde von Wien und dessen Umgebung. Unter den herbeigekommenen Bewaffneten der letzteren machten sich vor allen die Bauern des Wienerwaldes durch ihre volkstümliche Tracht bemerklich. Dieselben trugen eine Art von Tiroler Hüten mit Federn geschmückt, schwarze Sammtjacken mit Silberknöpfen und ebensolche Kniehosen, dann hohe Stiefeln und als Bewaffnung kurze Jägerstutzen mit Haubajonnetten.

Ich stand dicht neben der kaiserlichen Estrade, der gegenüber sich das Zelt befand, in welchem die feierliche Messe gelesen wurde.

In dem Zwischenraum zwischen der Estrade und dem Zelte defilierten dann unter Vivatrufen und den Klängen der Volkshymne die zahlreichen Bataillone der Nationalgarde in stramm militärischer Ordnung vorüber. Zum Schlusse marschierte, von der Zuschauermenge beifällig begrüßt, die akademische Legion heran. Die Musikbande an ihrer Spitze aber intonierte, vor der kaiserlichen Estrade angelangt, zur Überraschung aller und zur Indignation vieler Anwesenden, statt der Volkshymne das banale Studenten-Fuchslied: „Was kommt dort von der Höh'" 2c.

Es war eine bezeichnende Paraphrase zu den Loyalitätsversicherungen Wiens, denen zu Folge der konstitutionelle Monarch

das von allen revolutionären Symptomen freigebliebene Tirol wieder mit der gährenden Hauptstadt vertauscht hatte.

Zu jener Zeit war es auch, daß sich mir eines Tages die beglückende Aussicht eröffnete, doch noch in die akademische Legion aufgenommen zu werden, und so endlich auch ein Schwert tragen zu dürfen. Die Möglichkeit hiezu war damit gegeben, daß ich trommeln lernte, um als Tambour in die Legion einzutreten. — Der als Altersgenosse in der gleichen Lage sich befindende Kollege Wendelin Böheim forderte mich auf, mit ihm vereint diesen Ausweg zu benützen.

Mit Begeisterung nahm ich diesen Vorschlag an, und schon am selben Nachmittag absolvierten wir beide im Stadtgraben am Kärntnerthor unsere erste Lektion im Trommeln, die uns ein Tambour der Legion erteilte, welcher in der gleichen Eigenschaft beim Militär gedient hatte und in seinen freien Stunden als Modell fungierte.

Aber ach! „Mit des Geschickes Mächten" — oder in diesem Falle — „Mit den väterlichen Mächten war kein Bund zu flechten." An dem schlichten, aber felsenharten Ausspruch: „Das bitte ich mir aus!", welcher meiner schüchtern vorgebrachten Freudenkunde als Antwort zu teil wurde, scheiterte hoffnungslos mein schönes Projekt.

Diese schroffe Abweisung eines Lieblingswunsches seines Erstgebornen von seite des sonst so gütigen Vaters, stand vor allem in Verbindung mit einer allmählich eingetretenen Umwandlung seiner politischen Anschauungen. Dieselben waren bereits tief erschüttert durch die immer mehr um sich greifende Entartung der von ihm in den Märztagen so freudig begrüßten Bewegung. Wie so viele österreichische Patrioten, war auch er schon auf jenem Standpunkte angelangt, den Grillparzer charakterisierte durch seine das Heer Radetzky's apostrophierenden Worte: „In Deinem Lager ist Österreich!"

Die in diesem Sinne patriotisch Denkenden aber wurden damals mit dem Epitheton „Schwarzgelb" verfehmt und gebrandmarkt. Den in diesen Farben symbolisierten Ansichten meines Vaters folgend, ward auch ich immer „Schwarzgelber" und, da „Menschenfurcht" ein Begriff war, der mir nie recht geläufig war, so blieb meine „schwarzgelbe" Gesinnung auch meinen Freunden und Studienkollegen auf der Akademie kein Geheimnis.

Es kam deshalb zwischen ihnen und mir bald zu Neckereien

und dann zu scharfen Wortgefechten, und als ich mich, trotz der Gegner Überzahl, nicht einschüchtern ließ, ja eines Tages ihnen, statt mit dem schwarz-rot-goldenen Band, das ich bisher auf meiner Studentenkappe trug, mit einem schwarz-gelben keck unter die Augen trat, da krempelte der Größte und Stärkste unter ihnen, Namens Wolf, über meine Frechheit empört, seine Hemdärmeln feierlich über die Arme hinauf, um mich, wie er versicherte, zuerst im Namen aller durchzuprügeln und dann hinauszuwerfen. Ich aber, die Möglichkeit einer solchen Behandlung voraussehend, hatte mich für diesen Fall schon eingerichtet.

Ich besaß ein altes, rostiges Terzerol; dieses lud ich zu Hause, und zwar nicht mit einer Kugel, sondern mit einigen Stückchen gehacktem Blei. Ich las nämlich damals gerade in einem Buche über die Belagerung von Saragossa, daß die heldenmütigen Spanier auch es liebten, ihre Gewehre mit diesem Material zu laden. Als nun der Goliath Wolf sich wirklich anschickte, über mich kleinen David Gericht zu halten, wich ich in eine Ecke des Saales zurück, holte mein Terzerol aus der Tasche, spannte deutlich hörbar den Hahn und schrie: Wolf, gieb acht! Die Pistole ist mit gehacktem Blei geladen, und wenn Du noch einen Schritt machst, drück' ich los!"

„Donnerwetter! mach' keine Dummheiten!" rief erschreckt Goliath-Wolf und begab sich wie Don Pizzaro im Fidelio schleunigst aus der Schußlinie — und dann an die überraschten Kollegen sich wendend: „Jetzt schaut's den verrückten, schwarzgelben Kerl an, nicht einmal einen Spaß darf man sich mit ihm machen!"

Mein Freund Emler aber, der gerne meinen Mentor spielte, schrie zornig mir zu: „Was soll denn das heißen, was machst Du für Unsinn? Steck' augenblicklich die Pistole ein oder unsere Freundschaft hat ein Ende!" Ich aber hielt die Pistole in der Hand und erwiderte, mich langsam dem Ausgang zuwendend: „Ich habe Euch nur zeigen wollen, daß ich mich nicht terrorisieren lasse und mich vor Euch nicht fürchte! Servus!" — und hiemit verließ ich, zwar sehr aufgeregt, aber doch stolz wie ein Spanier, der sein Feuerrohr mit gehacktem Blei geladen hat, die Akademie und meine Freunde, um diese wie jene erst nach Monaten wiederzusehen.

Mein Vater nämlich, als Mann des Gesetzes, war ebenso erzürnt als entsetzt, als ich, heimgekommen, mein Heldenstück prahlend

erzählte. Von diesem Augenblick an durfte ich das Haus und den dazu gehörigen Garten ohne seine besondere Erlaubnis nicht mehr verlassen. Ich habe daher von allen weiteren öffentlichen Vorkommnissen nur noch dem am 24. September abends zu Ehren Kudlichs veranstalteten Fackelzuge beigewohnt, und zwar in Begleitung meines Alters- und Akademiegenossen Anton Romako, welcher sich später als Maler einen Ruf erwarb, und mir damals unter den Fackel tragenden Studenten der Technik seinen Bruder Josef Romako, den später gleichfalls hervorragenden Schiffsbauingenieur der k. k. Marine, zeigte. Dessen jugendlich schlanke, bildhübsche Erscheinung in meiner Erinnerung kontrastierte dann freilich einigermaßen mit dem grau und dicklich gewordenen älteren Herrn, den ich 30 Jahre später näher kennen und schätzen lernte.

4. Die Oktobertage.

> Weh' denen, die dem Ewigblinden
> Des Lichtes Himmelsfackel leih'n —
> Sie strahlt ihm nicht; sie kann nur zünden,
> Und äschert Städt' und Länder ein.
>
> Schiller.

Bevor ich meine Erinnerungen aus dieser Zeit zu Papier bringe, muß ich, zurückgreifend, erwähnen, daß wir anfangs Juni unsere bis dahin innegehabte Wohnung im „Wollbaumhause“ vertauscht hatten mit einer sogenannten „Naturalwohnung“, welche meinem Vater als nun definitiv gewordenen Leiter des Polizeibezirkes Neubau oder eigentlich St. Ulrich gebührte.

Dieselbe stand in Verbindung mit den Amtslokalitäten der damals in der Neubaugasse befindlichen Polizeidirektion, war viel geräumiger als unsere frühere Wohnung, und als Ersatz für die schöne Aussicht derselben stand uns nun ein ziemlich ausgedehnter Hausgarten zur Verfügung.

Derselbe war geschmückt mit einem Gartenhaus, das einen römischen Rundtempel fingierte, dessen geschlossene eine Hälfte im Innern al fresco bemalt war mit Ansichten der Stadt Wels in Oberösterreich, dem Heimatsorte der Hausbesitzer.



Der Kampf an der „Taborbrücke“ in der Leopoldstadt am 6. Oktober 1848.

Ölgemälde von Bonaventura Emler. Derselbe war als Mitglied der akademischen Legion Augenzeuge der geschilderten Scene.
(Museum d. Stadt Wien.)

Außerdem befand sich in dem Garten eine tiefliegende Grotte, über welche eine Brücke führte, und als die anziehendsten Objekte während der Reifezeit des Obstes einige Birnen- und Aprikosenbäume.

In diesem „buen retiro" verlebte ich in angenehmster Weise die Tage und Wochen der mir vom Vater auferlegten Klausur. Da träumte und las ich, oder entwarf und zeichnete Illustrationen zu dem Gelesenen.

So entstanden zahlreiche Kompositionen aus der österreichischen Geschichte, dem Nibelungenliede, sowie der „Cäcilia" und der „bezauberten Rose" von Ernst Schulze, meinem damaligen Lieblingsdichter. Da ich aber nebstbei immer noch wie ein Kind auch spielen konnte, so wurden meine Kompositionen von mir, meinen Geschwistern und einigen Nachbarkindern im Garten auch dramatisch aufgeführt. Eine Scene zum Beispiel, an deren zeichnerischer Ausführung ich damals gerade mit Begeisterung arbeitete, war der Ausfall Zrinys aus Szigeth und sein Heldentod auf der Zugbrücke des Schlosses. Um nun die dramatische Darstellung dieses Momentes so realistisch als möglich zu gestalten, wurde hiezu die im Garten über die Grotte gespannte hölzerne Brücke von uns benützt, und mehr als einmal starb ich auf derselben als Zriny den Heldentod fürs Vaterland unter furchtbarem Geschrei und Getrampel von Freund und Feind.

So lebte ich einige Wochen in einer idealen Welt, abgeschieden von dem realen, immer wüster werdenden Treiben der politischen Parteien ringsumher. Erst der 6. Oktober mit dem blutigen Gefecht „Am Tabor", der scheußlichen Ermordung des Kriegsministers Latour und dem Sturm auf das kaiserliche Zeughaus und Arsenal, machte meinem idyllischen Dasein ein Ende.

Nach der schlaflos verbrachten Nacht vom 6. auf den 7. Oktober verließ ich am 7. Oktober vormittags wieder zum erstenmal das Haus in Begleitung meines Vaters, der, um sich persönlich zu informieren, einen Gang durch die Stadt unternahm.

Bekanntlich wurde das kaiserliche Zeughaus und Arsenal die ganze Nacht hindurch von Legionären, Nationalgardisten und bewaffneten Arbeitern angegriffen und beschossen und von seinem tapferen Kommandanten mit einer Handvoll Leute so lange verteidigt, bis er es, einem Befehle von autoritativer Seite gehorchend, übergab.

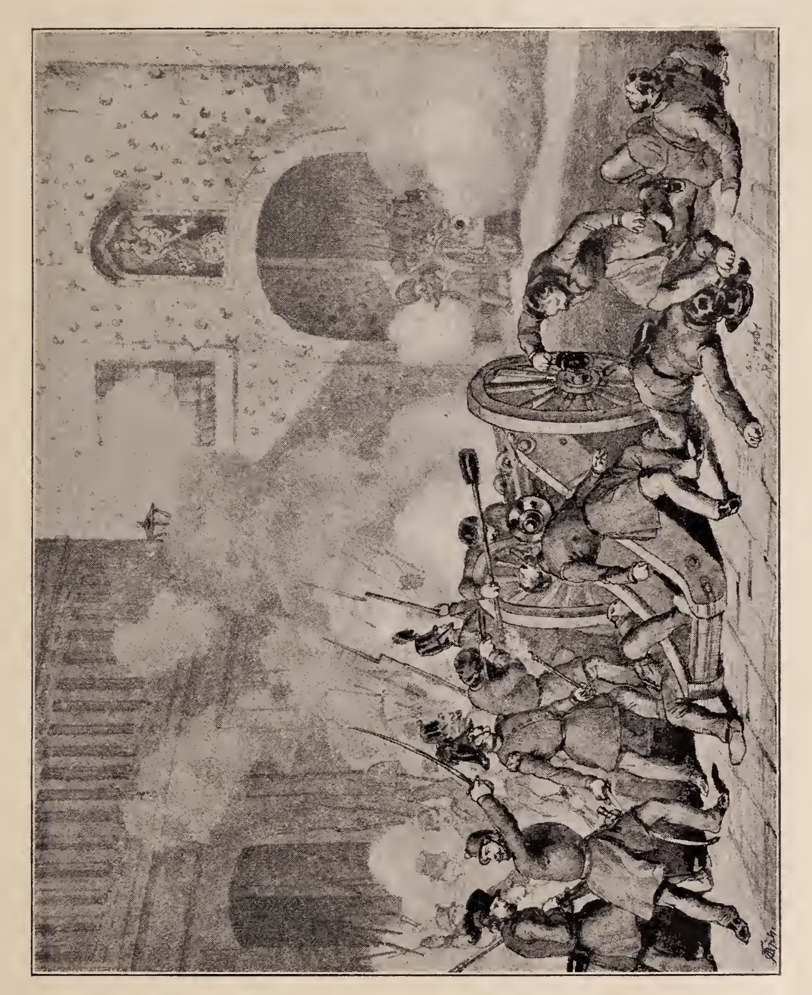
Dasselbe wurde dann vollständig ausgeplündert, und infolge dessen waren alle Straßen, die ich mit meinem Vater durcheilte, durchzogen von zahlreichen Leuten, welche, von der Plünderung kommend, bis an die Zähne bewaffnet waren. Die meisten hatten sogenannte Pappenheimerhelme aufgesetzt, oft prachtvoll ciselierte Harnische und die verschiedensten Schwerter oder Säbel umgeschnallt, und fast jeder noch einige Reiterpistolen im Gürtel und Jägerstutzen mit Haubajonetten umgehängt.

Das in Trümmer geschossene Thor des Zeughauses aber, welches damals den Abschluß der Wipplingerstraße bildete, umstanden bewaffnete und unbewaffnete Neugierige, teils verwundert die Köpfe schüttelnd, teils betroffen die Achseln zuckend und ihren Gedanken Luft machend mit den Worten: „Wunderbar, unglaublich, merkwürdiger Zufall!" Denn über dem zerschmetterten Thore, an der von zahllosen Kanonen-, Kartätschen- und Gewehrkugeln rings umher getroffenen Mauerwand zeigte sich den staunenden Blicken die dort angebrachte, fast lebensgroße Marienstatue mit dem Christuskind unverletzt, hinter den sie schützenden gleichfalls unverletzt gebliebenen Glastafeln — während der Boden der Gasse bedeckt war mit den Scherben der schon von dem bloßen Luftdruck der Kanonenschüsse eingedrückten Fensterscheiben. Diese merkwürdige Statue thront nun unter dem Namen „Maria vom Siege" über dem Hochaltar der Kapelle des neuen Arsenals.

Die Garnison Wiens hatte sämtliche Kasernen der Stadt verlassen und eine konzentrierte und dominierende Stellung beim Schwarzenberg- und Belvederepalais bezogen. Von der jetzt vollständig frei über alles verfügenden Revolutionspartei aber wurde neben der Legion und Nationalgarde noch eine hauptsächlich aus Arbeitern gebildete Mobilgarde errichtet und alle möglichen Anstalten zur Verteidigung getroffen.

Nach einigen Tagen verließ die Garnison die oben erwähnte Stellung und vereinigte sich außer der Stadt mit der von Ungarn herangekommenen Armee des Banus Jellacic, während ungarische Truppen an der Leitha aufmarschierten, um eventuell Wien zu Hilfe zu kommen. Endlich aber rückte auch der von Prag her gefürchtete Fürst Windischgrätz mit einer Anzahl in Böhmen und Mähren gesammelter Regimenter heran, so daß nun Wien vollständig ein-

geschlossen war. Als die Revolutionspartei dann die Aufforderung, sich zu ergeben, trotzig abgelehnt hatte, und zwar in der Hoffnung, von Deutschland und Ungarn her unterstützt zu werden, traf Fürst



Angriff und Verteidigung des kaiserlichen Zeughauses in der Nacht vom 6. auf den 7. Oktober 1848.
Lithogr. von Albrecht. (Museum d. Stadt Wien.)

Windischgrätz alle Vorbereitungen für die Wiedereroberung der kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt, deren in Brand gesetzte Teile durch ihren Feuerschein des Nachts einen wahrhaft beängstigenden und unheimlichen Eindruck machten.

Wie viele in der Stadt eingeschlossene Familien hatten auch wir uns mit Brot, geräuchertem Fleisch und Hülsenfrüchten für den Notfall verproviantiert. Die größte Sorge aber machte unserer Mutter die exponierte und gefährliche Situation, in der wir uns



Ein Zeitungs-Redakteur und Mitglied der akademischen Legion 1848.
Lithogr. von Zampis. (Museum d. Stadt Wien.)

alle wegen der amtlichen Stellung des Vaters befanden gegenüber dem jede Behörde hassenden bewaffneten Pöbel.

An jenem Oktobertag, an welchem die schon abgeschlossene Kapitulation der Stadt wieder gebrochen wurde, spielte sich auch wirklich vor unserem Hause eine solche von uns befürchtete tumul=

tuarische Szene ab, welche aber keinen tragischen, sondern einen komischen Verlauf hatte. Damit nämlich der blutigen Tragödie nicht das Satyrspiel mangle, wurde in den letzten Tagen des Aufstandes auch eine Art Amazonentruppe gebildet aus bewaffneten Weibern und Dirnen von fraglichster Qualität. Ein Haufe derselben, begleitet von einigen Arbeitern und halbwüchsigen Burschen, zog nun an dem erwähnten Tage mit einem Tambour der Nationalgarde, welcher Alarm trommeln mußte, an unserem Hause vorbei und machte plötzlich unter Schimpf- und Drohworten Miene, das Polizeiamt zu erstürmen. Nun war aber selbst die freisinnige Bürgerschaft schon über den wachsenden Terrorismus empört und so kam es, daß ein dem Amte gegenüber wohnender Fleischhauer mit seinen handfesten Gesellen und unsere Amtsdiener, unter welchen sich einige ehemalige Grenadiere befanden, plötzlich wie auf Kommando unbewaffnet in den bewaffneten Haufen hineinsprangen und indem sie links und rechts kräftige Maulschellen austeilten, die überrascht aufkreischenden Weiber entwaffneten und samt ihren männlichen Begleitern in die Flucht trieben, und zwar unter dem Beifall aller Zuschauer. Nur einer der Amtsdiener hatte dabei einen Bajonnettstich in den Oberschenkel erhalten; da er aber in der Hosentasche einen Geldbeutel mit etlichen Silberzwanzigern verwahrte, welche der Stich zufällig traf, so blieb ihm nur ein kleines, dreieckiges Loch in der Hose als Andenken an diese Amazonenschlacht.

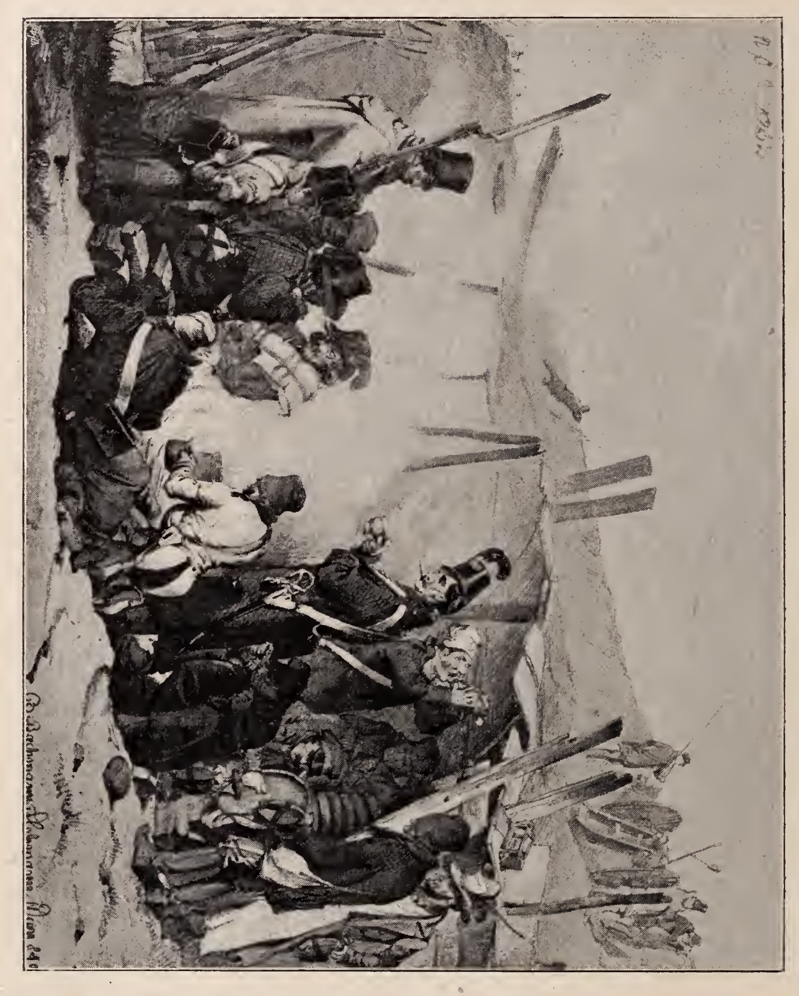
Nachdem am 28. Oktober die letzte Frist für die Übergabe der Stadt fruchtlos verstrichen war, begann der ernstliche Angriff auf die Stadt, und zwar in nachdrücklichster Weise gegen die Vorstädte Landstraße und Leopoldstadt, aber gleichzeitig auch die angedrohte Beschießung der südlichen und westlichen Vorstädte.

Dumpfer Kanonendonner und ein unheimliches Sausen in der Luft, verbunden mit einem fernen oder nahen Krachen, dem das Geprassel fallender Schornsteine und Dachziegel folgte, belehrte uns nur zu deutlich, daß das Bombardement begonnen habe und die geworfenen Granaten explodierten und einschlugen. Im ersten panischen Schrecken flüchtete sich alles kopfüber mit den wertvollsten Habseligkeiten in die Keller.

Nachdem noch einige Dutzend von Hohlgeschossen vorübergesaust und geplatzt waren, schämte ich mich des Schreckens, der auch

mich ergriffen hatte, und ich verließ heimlich den Keller und eilte in den Hof, eine Heldenthat planend.

Ich suchte eine Anzahl von größeren und kleineren Buben,



Mobilgardisten-Biwak am Linienwall.
Lithogr. von Bachmann-Hohmann. (Museum d. Stadt Wien.)

welche in unserem Hause wohnten und die ich sonst bei unseren kriegerischen Spielen kommandiert hatte, in ihren Verstecken auf, und beredete sie mit feurigen Worten, mit mir vereint sämtliche leere Krautbottiche des im Hause angesiedelten Greißlers zum Haus=

brunnen im Hofe zu wälzen und dort mit Wasser zu füllen, um solches bereit zu haben für den Fall, daß eine der Granaten irgendwo am Dache oder im Hause zünden sollte. Auf eins, zwei, drei waren



Erstürmung der „Sternbarrikade" in der Jägerzeile der Leopoldstadt am 28. Oktober 1848.
Lithogr. von Katzler. (Museum d. Stadt Wien.)

meine sonstigen Spielkameraden auch für dies' ernstere Spiel gewonnen und bald standen die Bottiche mit Wasser gefüllt am Brunnen und wir konnten uns mit dem Zusammenklauben von Sprengstücken der über unseren Köpfen geplatzten Granaten beschäftigen. Glück-

licherweise zündete in der Nähe keines der gefürchteten Hohlgeschosse und wurde auch das Bombardement nach und nach schwächer und scheuchte uns erst um Mitternacht, wieder heftiger werdend, aus dem ohnehin nicht erquicklichen Schlummer. Ein jetzt in der Nähe wirklich ausbrechender Brand aber veranlaßte den Vater sofort sich, seiner Pflicht gemäß, uniformiert auf den Brandort zu begeben, während wir mit der Mutter aus mehr als einem Grunde um ihn in tausend Ängsten schwebten und uns erst beruhigten, als er wieder heil und ganz vom glücklich gelöschten Brande zurückkehrte. Beim anbrechenden Morgen erfuhren wir, daß die kaiserlichen Truppen nach hartnäckigem Kampfe bereits in den Besitz der Landstraße und der Leopoldstadt gelangt seien und daß die Stadt kapituliert habe.

Diese Kapitulation aber wurde, wie schon erwähnt, von den Aufständischen wieder gebrochen beim Herannahen der ungarischen Armee, auf deren Sieg sie hofften. Als die Ungarn aber am 30. Oktober bei Schwechat geschlagen wurden und sich eilig über die Leitha zurückzogen, warf sich der Rest der revolutionären Parteigänger in die innere Stadt, die am letzten Oktober von den Kaiserlichen noch am Abend, nach einer heftigen Beschießung, durch einen gelungenen Sturm auf das Burgthor eingenommen wurde.

Ich aber kletterte, durch den Kanonendonner verlockt, in nicht ungefährlicher Weise auf das Dach unseres Hauses und beobachtete von dort das grausig schöne Schauspiel, welches die im Abenddunkel mit feurigen Schweifen in die Stadt fliegenden Granaten und Raketen und der Brand eines Teiles der kaiserlichen Burg dem Beschauer darbot.

Es war der effektvolle Schlußakt der Tragikomödie des Jahres Achtzehnhundertachtundvierzig — und wir „Schwarzgelbe“, und wohl auch viele anders Gefärbte, gingen befriedigt ins Bett mit dem trostvollen Gedanken, „sich endlich wieder einmal ungestört ausschlafen zu können“.

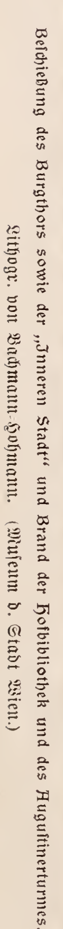
5. Die letzten zwei Monate des Jahres 1848.

„Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahres Neige
Wieder vor der alten Hühnersteige."
Saphir.

Mit dieser Parodie von Schillers bekannten Versen nahm der witzige jüdische Litterat Saphir in seinem Kalender für das Jahr 1849 Abschied von dem Jahre 1848 und traf insoferne den Nagel auf den Kopf, als die absolutistische Regierungsform vor den Märztagen nach den Oktobertagen in der Regierungsform des „Belagerungszustandes" eine Art von Wiedergeburt feierte. Die bekannte Neugierde und Schaulust der Wiener aber, welche während des Zeitraumes vom März bis November reichlichst befriedigt worden war, blieb auch in den letzten zwei Monaten dieses Jahres nicht ohne Nahrung. Besonders in den ersten Tagen des November umdrängten Neugierige von früh bis abends das vom Kanonenfeuer stark beschädigte Burgthor, den Josefsplatz mit den verkohlten Resten des Daches der Hofbibliothek und des in der Nähe befindlichen Augustinerturmes, den in einen Haufen von Schutt und Asche verwandelten Prachtsaal des „Odeon", die noch mit Blut bespritzten Bruchstücke der großen „Sternbarrikade" und die Brandruinen der benachbarten Häuser am Ausgang der Jägerzeile, sowie die der Zuckerfabrik am Schüttel 2c. Endlich auch die durch Pallisadenwände und aufgepflanzte Geschütze in einen neuen Verteidigungszustand versetzten Basteien mit ihrer militärischen Besatzung, unter welcher die kroatischen „Seressaner" mit ihren blutroten Mänteln besonders hervorleuchteten.

Begreiflicherweise war ich nicht der Letzte, der all das in Augenschein nahm, beobachtete ich doch schon am ersten Tage nach der Einnahme der inneren Stadt die folgende militärische Scene: Bei zwei Geschützen auf der Bastei über dem alten Kärntnerthor lagerten in malerischer Gruppierung um ein großes Wachtfeuer Artilleristen, von denen einer mit gezogenem Seitengewehr Wache stand, während ihr Kommandant, ein noch jugendlicher Feuerwerker, in seinen grauen Mantel gehüllt, den Tschako über die Augen gerückt, auf einem, wer weiß woher gebrachten, Stuhle friedlich schlummerte.

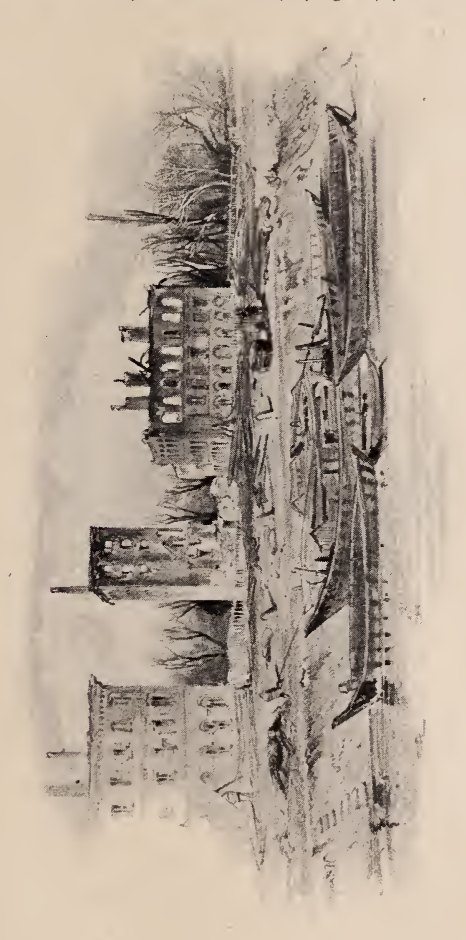
Unter der neugierigen Menge aber, welche diese Eroberer Wiens schaulustig umdrängten, stand zu meiner Verwunderung auch ein sogenannter „Rot-Käppler“ — ein Mitglied jener Abteilung der



Beschießung des Burgthors sowie der „Inneren Stadt“ und Brand der Hofbibliothek und des Augustinerturmes.
Lithogr. von Bachmann-Hohmann. (Museum d. Stadt Wien.)

Studentenlegion, welche, als die politisch radikalst gesinnte, sich durch das Tragen roter Kappen auszeichnete. — Mit diesem auffallenden Abzeichen geschmückt und in Studentenuniform gekleidet, doch begreiflicherweise schon unbewaffnet, betrachtete der naive Musensohn harm-

los die gleichfalls jetzt harmlosen Gegner, welche er wahrscheinlich noch am Tage vorher, von Pulverdampf umhüllt und von Kugeln umpfiffen, auf der Sternbarrikade tapfer bekämpft hatte. Möglicherweise wurde aber auch der Unvorsichtige schon am nächsten Tage



Ruinen am Donaukanal in der Leopoldstadt nach dem 28. Oktober 1848.
Lithogr. von Carl Göbel. (Museum d. Stadt Wien.)

als Teilnehmer an der Revolution verhaftet und aus Strafe zum Militär assentiert und focht dann ebenso tapfer in den Reihen seiner ehemaligen Gegner bei Mortara oder Novara. Die hier von mir nur supponierte Möglichkeit verwirklichte sich übrigens bei einigen meiner Bekannten aus jener Zeit in allem Ernste.

Nachdem nun diese verschiedenen Bilder meiner Erinnerung einverleibt waren, begann mich der Gedanke zu quälen, wie es wohl meinem Freunde Emler seit unserem politischen Konflikt auf der Akademie und besonders in den so gefährlichen Oktobertagen ergangen sein möge. Um nun in dieser Beziehung die Wahrheit zu erfahren, entschloß ich mich, ungeachtet jenes Konfliktes, meinen Freund zu besuchen. Als ich aber mit dem Gefühl des Bangens bei ihm eintrat, fand ich ihn ruhig und gelassen vor seiner Staffelei sitzen und mit der Vollendung eines Bildes beschäftigt, welches eine Scene darstellte aus dem am 6. Oktober von ihm mitgemachten Kampfe am Tabor. Dieses historisch interessante Gemälde befindet sich gegenwärtig im Museum des neuen Wiener Rathauses. So hatte mein Freund während der letzten Oktobertage sich mit künstlerischen Problemen beschäftigt, wie einst Archimedes während der Belagerung von Syrakus mit wissenschaftlichen.

Dieser, meine aufrichtige Teilnahme für den Freund bezeugende Besuch knüpfte auch unser etwas gelockertes Freundschaftsband nach und nach wieder fester und zwar in dem Maße, als die uns trennenden politisch radikalen Anschauungen meines Freundes allmählich immer konservativer wurden.

Übrigens machten sich in dieser Beziehung noch einige andere Umstände geltend, z. B. unsere gemeinsame Begeisterung für die Meisterwerke der Weltlitteratur. Homer, Dante, Ossian, Shakespeare, Goethe, das Nibelungenlied, die Gudrun und die deutschen Romantiker lasen und bewunderten wir zusammen immer wieder aufs neue.

Daß wir aber auch gleichzeitig die uns zugänglichen Schöpfungen der alten und modernen Meister der bildenden Künste studierten und genossen, ist selbstverständlich. Weniger selbstverständlich als Freundschaftskitt war aber die Thatsache, daß wir in zwei weibliche Wesen verliebt waren, aber nicht bloß der eine in die eine und der andere in die andere, sondern beide zugleich in beide und zwar ohne jede Spur von Eifersucht; ein Fall, welcher wenigstens meines Wissens in der Weltgeschichte dokumentarisch, wie dieser, nicht nachzuweisen sein dürfte.

Diese ebenso platonische als sublime Liebesgeschichte war schlicht und einfach, wie alles Große und Erhabene auf der Welt; denn erstens fielen die verwirrenden Einflüsse der gegenseitigen Sympathien



Ein „Serellaner“.
Diese kroatische Elitetruppe bildete auch die Leibwache des Banus von Kroatien, Grafen Jellacic.
Lithogr. von Carl Göbel. (Museum d. Stadt Wien.)

zur Hälfte hinweg, da uns von den weiblichen Teilnehmern an der Geschichte nie das geringste Zeichen von Gunst zu teil wurde. Zweitens wußten wir so viel wie nichts über ihre „Namen“, ihre „Sippe“, und kannten ihre „Heimat“ nur insoferne, als wir das Hausthor kannten, in dem sie unseren Blicken stets entschwanden. Hierauf, wie auf der Ähnlichkeit ihrer Gesichtszüge war auch unsere Vermutung einigermaßen begründet, daß sie Schwestern sein dürften. Drittens sahen wir sie Jahre hindurch nur jede Woche einmal und

zwar Sonntags, während der Halbzwölfuhr-Messe in der Kirche „ob der Laimgrube“, an deren Ausgang wir sie errötend grüßten und für diesen Gruß mit einem leichten Kopfnicken belohnt wurden, worauf wir ihnen in ehrerbietiger Entfernung folgten bis zur Dreilaufergasse am Neubau, wo sie in dem obenerwähnten Hausthore verschwanden. Diese, nüchternen Gemütern höchst lächerlich erscheinende Schwärmerei war aber — wie mir später klar wurde — eine der mitwirkenden Ursachen, daß ich gegen gewisse Gefahren des Jünglingsalters und des künstlerischen Berufes gefeit blieb, und daß mir jedes banale und würdelose weibliche Wesen, trotz etwaiger körperlicher Reize, nur verächtlich oder im besten Falle bedauerlich erschien, eine Anschauung, welche mich auch fernerhin vor jeder ernstlichen Verirrung in dieser Beziehung bewahrte.

Mein Freund, der mir in der künstlerischen Entwicklung weit voran war und bereits im achtzehnten Lebensjahr ein bewunderungswürdig tüchtiges figurenreiches Bild malte, dessen Vorwurf dem Paradies aus Dantes „Divina Comedia“ entnommen war, hatte jene beiden Mädchen als Beatrice und Santa Lucia auf demselben verewigt. Die von ihm aus der Erinnerung hiezu gezeichneten und gemalten Studienköpfe wurden mir erst kürzlich von der Witwe und der Schwester meines schon lang verstorbenen Freundes zum Geschenk gemacht, und die Ähnlichkeit dieser Studien mit den Originalen könnte kaum sprechender sein, wenn sie statt aus dem Kopfe direkt vor der Natur entstanden wären.

Des Lebens „Drang und Sturm“ bewirkte, daß die beiden Angebeteten unserem Gesichtskreis allmählich entschwanden, gleich untergehenden Sternen, während andere am Horizont emporstiegen, um — um endlich gleichfalls, wenigstens an diesem irdischen Himmel, für immer unterzugehen.

Während mein Freund und ich uns so in die ideale Welt der Poesie und Kunst und „in des Herzens heilig stille Räume“ — wie Schiller sagt — flüchteten und versenkten, gingen in der realen Welt die Dinge und Ereignisse unaufhaltsam ihren Weg, und dieser war noch lange von Eisen gebahnt und mit Blut bezeichnet.

Für Österreich aber brachte der letzte Monat des denkwürdigen Jahres noch eine weittragende politische Veränderung. Kaiser Ferdinand übergab das für ihn zur Dornenkrone gewordene Zeichen

Beatrice und Lucia.
Die so nach Dante benannten Jugendideale des Autors und seines Freundes Bonaventura Emler.
Von letzterem aus der Erinnerung gezeichnet 1849.

der Herrschermacht seinem ältesten Neffen, dem jugendlichen Erzherzog Franz Josef. Und was dies für ihn und seine Völker ein halbes Jahrhundert hindurch an Freuden und Leiden bedeutete, steht nicht mehr wie damals nur „in den Sternen", sondern bereits in den Blättern der Weltgeschichte eingezeichnet. —



III. Studienjahre.

Ihr durchstudiert die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende geh'n zu lassen
Wie's Gott gefällt! Goethe.

1. Präambulum.

Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
Neuglühend mir durch Nerv und Adern rinnen.
Goethe.

Das Jahr 1849 war abermals ein unfreiwilliges Ferienjahr und zwar insoferne, als jede höhere Studienanstalt — also auch die Akademie der bildenden Künste — geschlossen blieb. War dieser Umstand einerseits dem regelrechten Unterrichte ungünstig, so begünstigte er andererseits mein Schwelgen in idealen Genüssen, welche Geist und Gemüt anregen und befriedigen. Meine schon in der Kinderzeit entwickelte Empfänglichkeit für alle Eindrücke und Schönheiten der Natur wurde durch häufige Ausflüge in die Umgebung der Stadt, besonders in den herrlichen Wienerwald, noch gesteigert. Zu Hause aber zeichnete ich phantasievoll erfundene, jedoch unzulänglich ausgestaltete Kompositionen aller Art wie schon im Jahre vorher.

Und „last not least" fand mein Drang, alles Gedruckte zu verschlingen, eine für mich noch nicht dagewesene günstige Gelegenheit durch die Errichtung einer Leihbibliothek in unserer Nähe. Da der Besitzer und Gründer derselben die behördliche Bewilligung hauptsächlich durch die Intervention meines Vaters erhalten hatte, so verfügte ich kostenlos und uneingeschränkt über diese ziemlich reichhaltige Büchersammlung und war jedenfalls der unersättlichste Nutznießer derselben.

Als sehr bezeichnend für die kleinliche und geistlose Art und Weise, mit welcher die damaligen hohen und niederen Handlanger der wiederhergestellten Autorität und Ordnung ihres Amtes walteten, sei hier auch bemerkt, daß ich im Verlaufe des Jahres 1849 dreimal arretiert wurde und zwar aus folgenden lächerlichen Anlässen:

Das erste Mal, weil ich den schon erwähnten Ziegenhainerstock in der Hand trug, und die beiden andern Male, weil die Krempe meines Hutes um zwei Zentimeter breiter war, als die meisten eben gebräuchlichen.

Als in der inneren Stadt einer der damals „Munizipalgardisten“ genannten Sicherheitswachmänner mich seinen Instruktionen gemäß wegen des Stockes für arretiert erklärt hatte, führte er mich über die sogenannte „Batthyanystiege“ der kaiserlichen Burg in ein Gemach und rapportierte über meine Wenigkeit dem dort an einem Schreibtisch sitzenden Offizier, welcher, wenn ich nicht irre, ein Hauptmann des Generalstabes war.

Nachdem ich meinen Namen und meine Adresse angegeben hatte, wurde der Wachmann beauftragt, mich, als im Bezirke Neubau wohnhaft, der dortigen Polizeidirektion zur weiteren Amtshandlung zuzuführen. Natürlich verriet ich mit keinem Worte, daß der Leiter dieses Amtes mein Vater sei, freute ich mich doch schon im stillen auf die Überraschung des guten Wachmannes. Derselbe sah schon verdutzt drein, als mich sämtliche Amtsdiener und Wachleute im Vorzimmer der Polizeidirektion ehrerbietig grüßten, und noch verdutzter, als der Vater, dem er mich vorführte, ausrief: „Ja, wie kommst denn du daher?“ und dann mit einem: „Schon gut!“ den verlegen einige unverständliche Worte stotternden Polizisten wieder abtreten ließ.

Als ich dann das „Corpus delicti“, welches meine Arretierung veranlaßt hatte, dem Vater vorwies, sagte er: „Laß doch von jetzt an den dummen Stock zu Hause und gieb den weisen Herren oben und unten keine Veranlassung, sich zu blamieren!“

Trotzdem spielte sich dieselbe Scene dann wegen der erwähnten Hutkrempe noch zweimal ab. — Ja, schließlich wurde eines Tages der Vater selbst wegen seines Hutes von dem damaligen obersten Chef der Polizei auf der Treppe der Oberpolizeidirektion am Peter beanstandet und zur Rede gestellt. — Es waren dies Illustrationen zu den früher als Motto citierten Versen Saphirs.

Im Frühsommer 1849 unternahm ich auch meine erste größere Reise und zwar nach Böhmen in das Heimatland meines Vaters. Für die Hinreise wurde ich der Obhut meines Cousins und Kunstgenossen Karl Swoboda übergeben, welcher seine Braut, eine Tochter des damaligen Reichsrats-Abgeordneten Jelen, in Wien besucht hatte. Nebst einem bescheidenen Viatikum in barem Gelde und einem Empfehlungsschreiben meines Vaters an den ältesten seiner in Böhmen lebenden Vettern, war ich auch, um mich gegen die eventuellen Wetterunbilden einer so großen Reise genügend zu schützen, mit einem dunkelblauen Kragenmantel meines Vaters versehen; ein Kleidungsstück, welches schon zu jener Zeit nur mehr von den Fiakern Wiens getragen wurde, weswegen ich auch entschlossen war, von demselben nur im äußersten Notfalle oder in ganz finsteren Nächten Gebrauch zu machen.

Obgleich die Eltern durch mein selbständiges Gebahren im Verlaufe des „Jahres Achtundvierzig" schon etwas abgehärtet waren, so blieb doch die auf einige Wochen berechnete Trennung von ihrem Erstgeborenen nicht ohne Eindruck auf sie. Unter ihren besorglichen Ermahnungen, die bei der Mutter von Thränen begleitet waren, nahm ich daher Abschied, um die mir imponierende, aber mich auch mit befriedigendem Stolze und hochgespannten Erwartungen erfüllende Reise anzutreten. Bei schon einbrechender Dunkelheit verließen wir Wien mit einem Zuge der Ferdinands-Nordbahn, die damals noch über Olmütz nach Prag führte.

Meine Aufregung ließ mich nicht einschlafen, mein neben mir sitzender Cousin aber legte schon bei Gänserndorf sanft sein Haupt auf meine Schulter und durchschnarchte so behaglich die Nacht, während ich diese blutsverwandte Last, gutmütig und nur innerlich seufzend, auf mich nahm.

Vom Morgengrauen an betrachtete ich mit großem Interesse die an den Waggonfenstern vorübergleitenden landschaftlichen Bilder, besonders weil ich gehört hatte, daß denselben hauptsächlich jene stimmungsvollen Motive entnommen waren, mit welchen Meister Führich die Hintergründe seiner Kompositionen zu schmücken liebte.

Gegen zwei Uhr nachmittags trafen wir in Prag ein und bald darauf schaute ich von den Wohnungsfenstern meines Cousins auf das entzückend schöne Städtebild, welches sich vor meinen Blicken

ausbreitete. In nächster Nähe dehnte sich der glitzernde Spiegel der Moldau hin, zu meiner Rechten, neben den während des Aufstandes im vergangenen Jahre abgebrannten Mühlen, stieg der Altstädter Brückenturm empor, von dem aus die imposante, ehrwürdige Brücke den Strom überspannte, abgeschlossen von dem Thor und Turm auf der Kleinseite. All dies aber überragte der Hradschin mit dem St. Veitsdom, und nach links hin der waldige, mit einer Zinnenmauer geschmückte „Laurenzerberg".

Ja, das war die „goldene, königliche Praha", das vielhundertjährige Werk deutscher und slavischer Kulturarbeit. Ich war ganz begeistert und erinnerte mich dabei mit einem gewissen Stolze, daß ich durch meine Abkunft väterlicher- und mütterlicherseits beiden edlen Nationen angehörte.

Abends nahm mich mein Cousin in seine Stammkneipe mit und stellte mich seinen Freunden, zumeist tschechischen Künstlern und Litteraten vor, die meinetwegen artigkeitshalber auch deutsch konversierten. — Nachdem ich mein Nachtmahl verzehrt und dazu einige Gläser des vorzüglichen böhmischen Bieres getrunken hatte, überfiel mich der Schlaf „wie ein Gewappneter" und nach einem kurzen und vergeblichen Kampf mit ihm schlief ich, Kopf und Arme auf den Tisch gesunken, ein. Erst nach Mitternacht wurde ich unter allgemeiner Heiterkeit durch meinen Cousin wieder geweckt und mehr schlafend als wachend nach Hause geleitet.

Einige Tage verbrachte ich noch mit Spaziergängen und Besuchen bei bekannten Familien in Prag, dann machte ich mich zu Fuß und in Begleitung eines Bruders unseres schon erwähnten Freundes Seidan auf den Weg zu meinen Verwandten, den Besitzern des Gutes Wschenor im Beraunthale.

Wir langten gegen Abend dort an und wurden auf das Freundlichste empfangen und bewirtet — wobei ich, neben der ausgiebigsten Stillung meines jugendlichen Appetites, Fragen nach unseren Familienverhältnissen eingehend beantwortete und in lebhafter Weise allerhand Selbsterlebtes aus der Wiener Revolution zum besten gab.

Da mein Begleiter des andern Tages wieder nach Prag zurückkehrte, so blieb ich als „alleiniger Hahn im Korbe" zurück, und fühlte mich auch bald als solcher. Nachdem ich Haus, Hof und

Garten und deren Umgebung kennen gelernt und dem landwirtschaftlichen Getriebe eine mehr oder minder aufrichtige Teilnahme gezollt hatte, wurde nach einigen Tagen die in der Nähe gelegene, hoch interessante Burg Karlstein besucht. Das war eine Erscheinung, die alle Saiten meiner romantischen Vorstellungen und Gefühle in Schwingungen versetzte und die, von mir in gereimte und ungereimte Citate und Phrasen verwandelt, meine ziemlich gleichalterigen Cousinen mit einer aufrichtigen Bewunderung erfüllten.

Es war für diese naiven, aber nicht unsensiblen Landmädchen, als wenn auf dem Dunghaufen des väterlichen Meierhofes, mitten unter dem nützlichen aber unscheinbaren Federvieh, plötzlich ein Pfau sein eitles, farbenprächtiges Rad geschlagen hätte.

Infolge des günstigen Eindruckes, den ich auf Alt und Jung gemacht hatte, wurde mit mir eine Rundreise unternommen, auf welcher ich den übrigen Verwandten vorgestellt werden sollte. Lebhaft erinnere ich mich noch des unangenehmen Gefühles, als ich nach Mitternacht aus dem besten Schlaf geweckt wurde, um die Fahrt anzutreten. Trotz einiger geleerter Schalen heißen Milch-Kaffees kroch ich in den väterlichen Kragenmantel gehüllt, fröstelnd und schlaftrunken in die große schwerfällige Reisekutsche, die mit brennenden Laternen vor der Hausthüre hielt. Ein paar Pferde waren schon am Tage vorher abgegangen, um uns von der Mittagsstation als Relais weiter zu befördern.

Als ich nach Sonnenaufgang aus einem unbefriedigenden Halbschlummer erwachte, befanden wir uns mitten in einem herrlichen Wald. Um die Reize desselben genießen zu können, bestieg ich den Kutschbock und holte mir, da ich aus Eitelkeit meinen altmodischen Mantel im Wagen zurückgelassen hatte, eine Verkühlung, deren Folgeübel mir den ersten Reisetag gründlich vergällten. Unsere Rundfahrt ging über Horasdiowitz, Pschribram und dem berühmten Wallfahrtsort „Svata hora“ nach Mireschau, dann von dort über Zbirow und Totschnik mit der Burgruine Schebrak nach Beraun und schließlich nach Wschenor zurück.

Ich hatte bei dieser Gelegenheit eine Anzahl von Güter und Brauereien besitzenden Onkeln, Tanten, Cousins und Cousinen kennen gelernt und mir besonders die Sympathien der letzteren augenscheinlich erworben. — Wer weiß auch, was geschehen wäre, wenn ich,



Eine Führich-Vorlesung an der Akademie 1850.

Gezeichnet von W. O. Noltsch.

Reinhart. Edm. Wörndle. A. Mögele. Führich. Lebert. Standinger. Platner. Aug. Wörndle. C. Schönbrunner. Hofmann. Emler. Noltsch.

diese Sympathien pflegend und benützend, noch durch einige Jahre meine Besuche fortgesetzt hätte, — vielleicht besäße ich nun wirklich eine der „Herrschaften, welche an die von Schwarzenberg grenzen", wie jener schon erwähnte kirchliche Würdenträger irrtümlich meinte. —

So aber blieb es bei diesem einen Besuch meiner Verwandten in Böhmen, und die einzigen Resultate desselben waren, daß ich, nach Wien zurückkehrend, nicht nur in der Länge, sondern auch in der Breite zugenommen und mir eine affektierte pragerdeutsche Aussprache angewöhnt hatte, ein Facit, welches in den Wiener Verwandten- und Freundeskreisen eine mich keineswegs angenehm berührende Heiterkeit erregte. — Übrigens war meine Zurückkunft nach Wien durch ein von mir im Böhmerlande ausgeführtes halsbrecherisches Unternehmen überhaupt in Frage gestellt worden. Denn ein mir angeborener Wagemut, der mich immer antrieb, gerade nur dasjenige zu thun, was mir Furcht einflößte, veranlaßte mich auch folgende Thorheit zu begehen: Nach dem Mittagessen bei meinen Verwandten in Totschnik bestieg ich allein den Hügel, auf welchem die Ruinen der Burg Schebrak thronen. Die auf der einen Seite mäßig ansteigende Höhe fällt andererseits eine Strecke lang fast senkrecht ins Thal hinab. Als ich an diese Stelle gelangte, und mich der Gedanke, statt der schief ansteigenden, die steil abfallende Seite zum Anstieg zu benützen, mit heimlichem Grauen erfüllte, so genügte diese Furchtanwandlung, daß ich sofort das Gefährliche unternahm. Nachdem es mir glücklich gelungen war, leuchtete mir aber die Unverantwortlichkeit dieser vermeintlichen Heldenthat so gründlich ein, daß ich es gegen meine Gewohnheit wohlweislich unterließ, mit derselben zu prahlen.

So verging der Winter, Lenz und Sommer dieses Jahres; der Herbst aber führte mich wieder in die neu eröffnete Akademie und hiemit auch in einen neuen, bedeutsamen Freundeskreis, welcher sich bald darauf mit wachsender Begeisterung um den damals hervorragendsten Künstler Österreichs scharte, um den großen, verehrungswürdigen Meister Josef Führich.

Es war eigentlich bereits der dritte Kreis, den Professor Führich, vorerst durch seine künstlerische Bedeutung und dann im Verlaufe seiner Lehrthätigkeit an der Akademie um sich versammelt hatte. Der erste zählte unter anderen noch die, indessen zu selbst-

ständigen Künstlern herangereiften Maler: Engerth, Dobiaschofsky, Binder und Schulz zu seinen Mitgliedern; der zweite die Maler: Vogler, Szoldatics, Klein, Carl Geiger und die Bildhauer: Pilz und Stolz; der dritte aber bestand aus folgenden damaligen Schülern der Akademie: Franz Plattner, Bonaventura Emler, Josef und Carl Schönbrunner, Josef Lebert, Heinrich Reinhart, Edmund und August v. Wörndle, Friedrich Staudinger, Carl Hoffmann, Andreas Mögele, Carl Kargl, Oswald Horst und meiner Wenigkeit. Zu diesen gesellten sich etwas später noch Carl Madjera und Ignaz Schönbrunner, sowie Josef Frankel, Ludwig Mayer und Anton Roux, obgleich diese letzteren drei eigentlich Schüler des Professors Kuppelwieser waren.

Auch der so berühmt gewordene Aquarellist Ludwig Passini gehörte, so lange er in Wien war, diesem Kreise an und sendete noch von Triest aus, wohin er mit seinen Eltern übersiedelt war, eine Zeichnung zu jenem Cyclus von Kompositionen ein, welcher von uns dem Meister am Tage des heiligen Josef im Jahre 1852 überreicht worden war.

Professor Führich hielt bis zur Errichtung der Meisterschulen im Studienjahre 1852—53 nur Vorlesungen über das Wesen der Komposition historischer Gemälde und deren Stilgattungen, nämlich der dramatischen, epischen, lyrischen, didaktischen und symbolischen. Er betonte dabei den innigen Zusammenhang des höchsten und idealsten künstlerischen Schaffens aller Kulturepochen mit deren religiösen Anschauungen und Überzeugungen. Anschließend hieran bewies er dann, daß diese logische und historische Entwicklung ihre vollendetste und die Menschheit befriedigendste Ausgestaltung im Christentume fand, und zwar in der dasselbe voll und ganz umfassenden katholischen Kirche, in deren Dienst auch die Kunst bisher ihre größten Triumphe feierte.

Um seine Schüler in den erwähnten Stilgattungen zu üben, stellte er von Zeit zu Zeit diesbezügliche Aufgaben. Diese versuchten wir, jeder nach seinem besten Können, künstlerisch zu lösen und überbrachten dann unsere Zeichnungen dem Professor, welcher dieselben nach einer gewissenhaften Prüfung bei der nächsten Vorlesung in dem sogenannten Professorenzimmer nebeneinander an die Wände heften ließ und dann lobend oder kritisierend besprach.



„Maria, breite deinen Mantel aus!"

Eine vom Meister Führich seinen Schülern gestellte Kompositions-Aufgabe. Entworfen und gezeichnet von W. O. Noltsch 1854.

Als ich das erste Mal mitkonkurrierte, es handelte sich um die Gefangennahme Christi im Garten von Gethsemane, sah ich mit Zagen und Bangen dem kritischen Urteile über die eingelangten Arbeiten entgegen, war ich doch der Jüngste und daher Ungeübteste unter den Kollegen. Nachdem der Meister die Zeichnungen der zwei Ältesten und anerkannt Tüchtigsten unter uns lobend besprochen hatte, stieg mir plötzlich das Blut siedendheiß zu Kopfe, denn Führich wies mit der Hand auf mein Blatt und sagte: „Als die nächstbeste der Kompositionen sei diese hier erwähnt, sie ist groß gedacht in der Auffassung und Anordnung des Ganzen, wie der einzelnen Gestalten, und nur etwas zu maniriert in den Formen.“ Dann setzte er hinzu: „Da mir aber der unterzeichnete Name noch neu ist, so weiß ich nicht, ob der betreffende Herr sich unter den Anwesenden befindet.“

Die Augen aller Kollegen richteten sich auf mich, und denselben folgend, auch die des Meisters. Verwirrt sprang ich von meinem Stuhle auf und murmelte, mich verneigend, einige unverständliche Worte, während mehrere Stimmen meinen Namen nannten.

Man behauptet von verschiedenen Koryphäen der Kunst und Wissenschaft, daß sie eines Abends als unbekannte Größen zu Bett gingen und des andern Morgens als Berühmtheiten erwachten. Deren Gefühle beim darauffolgenden Frühstück dürften denjenigen ähnlich gewesen sein, mit denen ich nach jener Vorlesung mein Nachtmahl verzehrte. Wie viele meiner Mahlzeiten aber noch gewürzt waren mit diesen berauschenden Empfindungen eines Triumphators, kann ich nicht mehr sagen, allzuviele dürften es nicht gewesen sein, und zwar hauptsächlich infolge eines Umstandes, welcher mir jahrelang meine anfänglichen künstlerischen Bestrebungen und Bemühungen immer wieder verbittert hat.

Ich war nämlich von Jugend auf kurzsichtig, aber gerade deswegen waren meine Augen auch nicht zu ermüden, und ich sah und sehe sogar noch in der nächsten Nähe so scharf und deutlich, daß ich keiner Lupe bedarf, um Kleinstes und Feinstes deutlich zu sehen. Nun wäre es sehr nahe gelegen gewesen, meiner Kurzsichtigkeit beim Zeichnen und Malen nach entfernten Objekten durch passende Augengläser zu Hilfe zu kommen. Als ich aber mit Brillen versehen wurde, mußten dieselben, dem allgemeinen Laienurteile zufolge,

so schwach als möglich sein, damit sie den Augen nicht schaden könnten, unbekümmert darum, ob sie nun auch wirklich nützten.

Wenn ich daher aus dem Kopfe zeichnete und komponierte, galt ich bei Lehrern und Schülern als sehr begabt, wenn ich aber in der Akademie nach der Antike oder dem Modell arbeitete, zuckte alles über meine Leistungen bedauernd die Achseln und mehrmals wurde mir von Professoren der väterliche Rat erteilt, lieber bei Zeiten einen anderen Beruf zu ergreifen, da ich gänzlich talentlos sei.

So konnten die Verszeilen Goethe's: „Hangen und bangen in schwebender Pein", und „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt" einem ganzen Abschnitt meines Lebens zum Motto dienen.

Daß aber durch jene physische Unfähigkeit auch jeder Eifer, nach der Natur zu zeichnen, in mir erlahmte, bedarf wohl keiner Erklärung — infolge dessen aber auch nicht die Thatsache, daß ich bald als ein unverbesserlicher Taugenichts ins Gerede kam.

Diese für mich immer qualvoller werdende Situation verwandelte sich erst in eine günstigere durch die Mitwirkung eines sogenannten Zufalls.

Ein alter lieber Freund meines Vaters, der Sektionsrat Schmied, bewohnte mit seiner zahlreichen Familie den herrlich gelegenen „Florianihof" in Kritzendorf bei Klosterneuburg. Zu allen Jahreszeiten, besonders aber wenn mir die eben geschilderte qualvolle Situation zu unleidlich wurde, flüchtete ich mich unter jenes gastliche Dach, wo ich stets mit offenen Armen empfangen wurde, und verweilte dort Tage, ja Wochen lang im Genusse der schönen Umgebung und der stets reichlich besetzten Tafel. In dem weitläufigen Garten, von dem man eine umfassende Aussicht hatte, befand sich auch eine offene Kegelbahn mit einer dazu gehörigen Laube, wo besonders an Sonn- und Feiertagen die meist sehr zahlreich aus der Stadt auf Besuch gekommenen Gäste sich vergnügten.

Einmal nun, als es nach einem Sonntage einige Zeit hindurch geregnet hatte, kam ich, die endliche Aufheiterung zu einem Spaziergang durch den Garten benützend, an der oben erwähnten Laube vorüber und fand auf dem dort befindlichen Tische eine bereits rostig gewordene Stahlbrille. Instinktmäßig nahm ich meine eigene herab und setzte die gefundene versuchshalber auf die Nase.



Ideale Landschaft.
Entworfen und gezeichnet von W. O. Noltsch 1855.

Aber welches Erstaunen und Entzücken erfaßte mich, als ich, durch dieselbe schauend, herumblickte. An den Bäumen, die ich bisher nur als undeutlich umschriebene grünliche Massen gesehen hatte, sah ich plötzlich die mannigfaltig gestalteten Blätterpartien mit ihren Ästen und Zweigen ganz scharf und deutlich. Das jenseits der Donau gelegene Korneuburg lag im Schein der untergehenden Sonne so klar vor meinen Blicken, daß ich alle Details hätte nachzeichnen können, und als es dann dunkel wurde, überraschte mich die Fülle der zahllosen sichtbaren Sterne und Sternchen.

Nach einer gewissenhaften, aber resultatlos gebliebenen Umfrage, behufs Eruierung des Besitzers dieser Wunderbrille, betrachtete ich dieselbe als ein mir gütigst zugedachtes Geschenk des Himmels und nahm sie mit nach Wien. — Wenige Tage später brachte ich schon einige von mir nach der Natur gezeichnete Studienköpfe auf die Akademie und feierte endlich zum erstenmale auch auf diesem grundlegenden Gebiete der Zeichenkunst eine Art von Triumph. „Das hat der Noltsch nach der Natur gezeichnet? Über den ist ja der heilige Geist gekommen!“ riefen erstaunt meine Freunde und Kunstgenossen.

Von dieser Zeit an war die Frage, ob ich talentvoll oder talentlos sei, im günstigen Sinne beantwortet. Aber der Spruch des Evangeliums: „Viele sind berufen, doch wenige auserwählt“ bestätigt sich nirgends so oft wie in der Kunst, denn auf dem Pfade zu den eigentlichen Höhen derselben ist das Talent, und wäre es noch so bedeutend, nur eine von den vielen Bedingungen, welche dem Ersteiger die Erreichung des erhabenen Zieles ermöglichen. Aus diesem Grunde habe auch ich nur einen Teil des Weges erklommen. Da aber die christliche Weltanschauung mir infolge meines eingehenden Studiums derselben wie der gegenteiligen Anschauungen die Erringung aller irdischen Ziele als ein nur fragliches Glück zu betrachten gelehrt hat, so habe ich mich mit meinen unzulänglichen Erfolgen auf künstlerischem wie auf anderen Lebensgebieten schließlich vollständig ausgesöhnt.



2. Akademisches.

In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit.
Goethe.

Nach der Wiedereröffnung der Akademie im Oktober 1849 lehrten, wie schon vorher, an derselben die Historien- und Landschaftsmaler Anton Petter, welcher gleichzeitig als Direktor fungierte, dann Führich, Kuppelwieser, Johann und Thomas Ender, Schulz, Steinfeld, J. N. Geiger, Anton v. Perger, Gsellhofer, Richter, Gruber; die Bildhauer: Käßmann, Bauer und die Architekten: Rößner und Van der Nüll. Bei der noch im selben Jahre durchgeführten Reformierung aber wurden die Professoren Petter, Ender, Gsellhofer, Richter und Käßmann pensioniert und drei neue Kräfte provisorisch angestellt. Es waren dies der Bildhauer Hans Gasser und die Maler Dobiaschoffsky und, zur großen Freude aller Führich-Schüler, Karl Rahl. Wir hatten dessen Ankunft in Wien in den letzten Dezembertagen 1850 erfahren und an unserem Sylvester-Kneipabend beim lodernden „Krambambuli" den einstimmigen Beschluß gefaßt, ihn des andern Morgens, am Neujahrstag, in der Wohnung seiner Mutter feierlich zu begrüßen.

Von der im Bau begriffenen Altlerchenfelder Kirche als Zusammenkunftsort zogen wir unserem nahen Ziele entgegen. In dem betreffenden Hause angelangt, mußten wir im ersten Stock einen langen, offenen hölzernen Gang passieren, wobei unser mit dröhnendem Getrampel vollzogener, endlos scheinender Gänsemarsch sämtliche Bewohner des Hauses alarmierte.

In einem der alten Wienervorstadt-Bauart entsprechend kleinen Gemach, welches unsere Menge kaum zu fassen vermochte, empfing uns sichtlich überrascht und erfreut der damals im besten Mannesalter stehende Künstler. Unsere, ich weiß nicht mehr von wem gehaltene, begeisterte, wenn auch nicht redegewandte Ansprache beantwortete Rahl, der ein Meister der Rede war, mit warmen, für Führich und seine Schule schmeichelhaften Ausdrücken, wußte er doch, daß sich unter den ihn so ehrfurchtsvoll und herzlich Begrüßenden die Begabtesten und Tüchtigsten der damaligen Besucher der Akademie befanden.

Nach der neuen Studienordnung war in der Klasse, in welcher nach der Natur gezeichnet wurde, eine Art Übergang zu den schon projektierten Meisterschulen insoferne ausgeführt, als es jedem Schüler freistand, sich seinen Lehrer unter den drei Professoren Kuppelwieser, Dobiaschoffsky und Rahl zu wählen, und da sämtliche Führich-Schüler für den letzten optierten, so trug derselbe den Löwenanteil davon. Ein Sieg, welcher ihn, in Verbindung mit anderen Umständen, in gewissen, damals maßgebenden Kreisen bald mißliebig machte. Vorderhand aber entwickelte sich durch den Zauber seiner Persönlichkeit ein neues kollegiales und anregendes Leben und Schaffen auf der Akademie, an welcher die Traditionen des altersschwach gewordenen Klassizismus schon unliebsam beeinflußt wurden einerseits durch den „Nazarener" Führich und andererseits durch den „Naturalisten" Waldmüller. Als aber der letztere sich herausnahm, in mehreren gedruckten Abhandlungen gegen den akademischen Schlendrian rücksichtslos ins Feld zu ziehen, ward er seines Amtes als Kustos der akademischen (Graf Lambertschen) Gemäldesammlung enthoben.

Freilich hatte man in diesem Falle überhaupt „den Bock zum Gärtner gemacht", denn die Geringschätzung der in seine Obhut gegebenen Gemälde ging bei Waldmüller endlich so weit, daß er eine Anzahl derselben restaurieren, das heißt verputzen und übermalen ließ, um einigen Schülern dadurch eine Geldunterstützung zukommen zu lassen.

Die Lokalitäten dieser Gemäldegalerie wurden übrigens gerade damals, wegen des allgemeinen Raummangels, jenen vorgeschrittenen Schülern, welche selbständige Arbeiten, Zeichnungen oder Gemälde in Angriff nahmen, zur Verfügung gestellt, was bei dem noch jugendlichen und daher mit einem gewissen Leichtsinn verbundenen Alter der meisten eine oder die andere, wenn auch absichtslose, Beschädigung der sie umgebenden Kunstwerke befürchten ließ. Und wenn diese Befürchtung schließlich unbestätigt blieb, so war dies mehr unserem Glücke als unserem Verstande zuzuschreiben.

Als Beispiel hiezu diene nachfolgende Episode:

Zwischen je zwei Fensteröffnungen der Galerie waren sogenannte „Scheerwände" aufgestellt. Dieselben bestanden aus einem mit grünem Stoffe überzogenen Holzgerüst, an welchem die betreffenden größeren oder kleineren Gemälde befestigt waren und so ein günstiges Seiten-

licht erhielten. An der Stirnseite waren die beiden Wände gegen den übrigen Zimmerraum hin mit einem herabhängenden Streifen des genannten grünen Stoffes verbunden. Dadurch entstand ein nach allen Seiten abgeschlossener leerer Raum. In diesem hatte ein erfindungsreicher „Odysseus" unter uns mit den für die Modelle vorhandenen Matratzen und Polstern ein behagliches Siestaplätzchen eingerichtet, ja sogar mit Verwendung der Gurtenbänder, welche zum Aufhängen der Bilder dienten, eine Art von Schaukel konstruiert. Eines Nachmittags, als einer von uns sich in derselben wiegte, wobei er mit den Beinen beim Hinausschwung den an der Stirnseite des Gerüstes herabhängenden Stoffstreifen gleichfalls in Bewegung setzte, hörte er plötzlich das Geräusch der sich öffnenden Thüre und zugleich den bekannten Schritt Führichs, der früher als sonst zum Korrigieren erschien. Der überraschte Schaukler, dem Gesetze der Fliehkraft gehorchend, setzte den Vorhang noch zweimal in Bewegung, bevor er festen Fuß fassen konnte. Nachdem ihm dies fast lautlos gelungen war, hörte er, wie Führich, welcher die sonderbaren Bewegungen des Vorhangs bemerkt hatte, seinen Spazierstock in die nächste Ecke stellte und sich wieder durch die Thüre entfernte. Nach einiger Zeit, während welcher der überraschte, aber unsichtbar gebliebene Jüngling an seine Staffelei geeilt war und scheinbar harmlos weiterarbeitete, öffnete sich abermals die Thüre und Meister Führich erschien wieder und begann gleichfalls harmlos zu korrigieren. Als er sich dann entfernte, betrachtete er zwar bedenklich den verdächtigen Vorhang, verschmähte es aber großmütig, dessen Geheimnis zu entschleiern.

Es ist dies ein Beispiel für das Zartgefühl Führichs, welcher stets besorgt war, seinen ihm sonst so lieben Schülern eine Beschämung zu ersparen.

Was aber in dieser Beziehung mich selbst und mein sehr oft unüberlegtes Gebahren betraf, so erwähne ich nur, daß Meister Führich in seiner wohlwollenden Weise mich einmal mit dem Ausspruch entschuldigte: „Der gute Herr Noltsch ist halt noch schrecklich jung!" In eine wirkliche Verlegenheit aber brachte ich ihn durch nachfolgenden, wenn auch gutgemeinten Streich:

Der Meister hielt an einem bestimmten Tag zur bestimmten Stunde nachmittags seine Vorlesung und zwar in dem bereits er=

wähnten Professorenzimmer. Da war es nun schon einige Male geschehen, daß der betreffende Diener nicht rechtzeitig zugegen war, um eine zu jenem Raum führende versperrte Thüre aufzuschließen, so daß zu unserer Indignation der verehrte Meister samt uns oft längere Zeit warten mußte, bis es dem Diener gefällig war, zu erscheinen. Als dies wieder einmal der Fall war, stürmte ich, während der Professor den Vorsaal betrat, mit solcher Wut und Wucht gegen die fatale Thüre los, daß dieselbe mit abgesprengtem Schlosse aufflog, und Führich, welcher dies nicht bemerkt hatte, sie ahnungslos durchschritt, während ich, stolz auf mein Werk der Gerechtigkeit, ihm mit den Kollegen folgte, die selbstverständlich meine That und Kraftleistung beifälligst anerkannten. Aber auch selbstverständlich machte der Diener die Anzeige, und schon am nächsten Tage verbreitete sich das Gerücht, daß das Professoren-Kollegium zu einer Sitzung berufen sei, um über mich und meinen unerhörten Gewaltakt Gericht zu halten.

Bald auch verlautete, daß diese Sitzung eine sehr bewegte gewesen sei, da von einer Seite meine Relegierung beantragt wurde, um ein Exempel zu statuieren und dadurch die bedrohte Disziplin aufrecht zu erhalten, während von anderer Seite auf die Veranlassung meines Verbrechens und meine sonstigen guten Eigenschaften Rücksicht genommen wurde. Diese meine Verteidiger setzten es schließlich auch durch, daß mir von dem damaligen Präses der Akademie, Professor Rößner, nur ein strenger Verweis erteilt werden sollte. Der zwei- oder gar dreimaligen Aufforderung, vor ihm zu erscheinen, schenkte ich aber im jugendlichen Trotz meiner verfolgten Unschuld keine Beachtung. Erst nachdem Professor Rößner in beispielloser Herzensgüte meinen nichts ahnenden Vater persönlich ersuchte, mich zu bestimmen, diese — wie er beifügte — bloße Formalität zu erfüllen, erschien ich gerührt und beschämt vor dem mir so wohlwollenden Manne, um seine, in die mildeste Form gebrachte Sentenz zu vernehmen. Er war ein echter, warmfühlender Mensch und Künstler, der mit bedeutendem Können eine edle Bescheidenheit verband.

Bei jener schon erwähnten Benützung der Gemäldegalerie als Arbeitsräume für eine Anzahl von Schülern ereignete es sich auch eines Tages, während Professor Rahl auf einem dort entstehenden großen Bilde mit dem größten vorhandenen Borstpinsel eine Lasur

sehr geräuschvoll auftrug, daß Professor Führich, welcher im nächsten Zimmer korrigierte, an die dort Anwesenden verwundert die Frage richtete: „Wird denn da im Nebenraume der Fußboden gescheuert?" eine Bemerkung, welche weiter verbreitet, uns alle höchlichst erheiterte. Einige Zeit danach, an einem Vormittag, gerieten sämtliche in der Akademie versammelte Personen — die Professoren nicht ausgenommen — in eine noch nie dagewesene Aufregung. Es hatte sich auf einmal die bald offiziell bestätigte Nachricht verbreitet, daß eine abermalige Reform der Anstalt in Aussicht stehe, der zufolge die provisorisch ernannten Professoren Dobiaschoffsky, Gasser und Rahl wieder entlassen und durch andere Künstler ersetzt würden, der Leiter der Prager Kunstschule aber zum Direktor der Wiener Akademie ernannt sei. Nebstbei sollten auch die schon in Aussicht genommenen Meisterschulen nun eingeführt werden.

Außer den Schülern Führichs hatte Professor Rahl im Verlauf seiner verhältnismäßig kurzen Lehrthätigkeit noch eine große Zahl von Besuchern der Akademie als begeisterte Anhänger gewonnen. Von diesen bestürmt, entschloß sich nun Rahl nach kurzem Bedenken, dem Beispiele Waldmüllers zu folgen und eine eigene Privatschule zu gründen, und zwar in einem Hause der damaligen Feld- und nunmehrigen Theresianumgasse auf der Wieden.

Nach dem Bekanntwerden dieses Entschlusses, welcher in der Akademie wie in der Öffentlichkeit viel Staub aufwirbelte, war die nächste Interesse erregende Frage, wie und für wen sich die Schüler Führichs entscheiden werden. Diese aber schwankten keinen Augenblick zwischen Führich und Rahl. Alle blieben dem ersteren getreu, trotz ihrer Hochachtung des letzteren als Künstler. Aber auch dieser blieb wie bisher, jedem aus ihnen, welcher in künstlerischen Angelegenheiten sich vertrauensvoll an ihn wendete, ein stets bereiter Ratgeber und teilnehmender Lehrer.

Auch zwischen den beiderseitigen Schülern erhielt sich ein gewisser kollegialer Verkehr noch fernerhin, aber ein innigeres Freundschaftsverhältnis kam wegen der grundverschiedenen Weltanschauung der einen wie der anderen nie zu stande. Übrigens dauerte es nicht lange, und Rahl, welcher kleinlichen politischen Bedenken und persönlichen Machenschaften zum Opfer gefallen war, wurde durch den allmählich wieder wachsenden Einfluß der sogenannten „Liberalen

und Freidenker" als einer der Ihrigen glorifiziert und auf den Schild gehoben, und zwar trotz seiner künstlerischen Qualitäten und Überzeugungen, welche dem Geschmack des beginnenden, sogenannten „wirtschaftlichen Aufschwunges" ebenso wenig entsprachen, wie jene des „Nazareners" Führich.

Der „kommende Mann" aber in dieser Beziehung, Hans Makart, hatte dazumal die „sieben Todsünden" eben erst aus dem Katechismus kennen gelernt, und war daher noch eine unbekannte Größe.

Als gleichfalls noch ziemlich unbekannte Größen hielten im Studienjahre 1851—52 auf der nun endgiltig reformierten Akademie folgende neuernannte Professoren ihren Einzug: Christian Ruben, Karl Blaas, Wurzinger und Karl Mayer.

Der erstere hatte gleichzeitig als Direktor eine stramme, bureaukratische Ordnung einzuführen und erhielt, wie Führich und Kuppelwieser, eine Meisterschule zugewiesen. Professor Käßmann aber hatte, empört über seine Pensionierung, sein Haus in Wien verkauft und war nach Fischau bei Wr.-Neustadt übersiedelt.

Und so mögen noch einige, ihn charakterisierende, von mir miterlebte Geschichtchen diese Mitteilungen über die damaligen Verhältnisse an der Akademie beschließen.

Die Frequentanten an der Bildhauerschule hatten beim Beginne ihrer Studien nach plastischen Vorbildern oder nach der Natur Basreliefs auszuführen, welche sie mit dem weichen Bildhauerthon auf einem Brette auftrugen.

Einer der Schüler hatte so eine ziemlich mangelhafte Kopie des Farnesischen Herkules fertiggestellt und bat mit einer Verneigung den in seiner Nähe befindlichen Professor Käßmann zu sich, um dem Werke sein „Placet" zu erteilen. Käßmann betrachtete einen Augenblick lang das Opus, dann brummte er halb wienerisch, halb hochdeutsch: „Hab'n S' einen Spagat da?" und als der betroffene Schüler dies verneinte, rief Käßmann: „Bringen S' morgen an Spagat mit!" Als der Schüler, welcher sich über die Verwendung des Spagates vergeblich den Kopf zerbrochen hatte, einen ganzen Knäuel desselben am anderen Morgen dem Meister überreichte, spannte dieser ein Stückchen davon mit beiden Händen straff an, und schnitt mit dem Spagat zwischen dem Brett und der weichen Thonmasse herabfahrend, diese von jenem los, so daß das arme

Abbild des Herkules patschend auf den Boden fiel, dann übergab er seinem verblüfft dreinschauenden Lehrling mit majestätischer Geberde die benützte Schnur und rief, sich zum Gehen wendend: „So! jetzt fangen's 'n noch amal an!"

Das zweite Geschichtchen ist folgendes: Im Jahre 1850 hatte der sehr begabte Schüler Führichs, Franz Plattner aus Zirl in Tirol, einen Karton, eine Scene aus „Macbeth" darstellend, mit überlebensgroßen Figuren angefangen und vom Direktor Petter die Erlaubnis erhalten, denselben im großen Aktsaal der Akademie zu vollenden. Er hatte an einem Sonntag, an welchem Tage letztere offiziell geschlossen war, fleißig gezeichnet, da er aber nicht ganz fertig wurde, so schob er den Karton in eine Ecke des Saales, um ihn bei günstiger Gelegenheit zu beenden. Als nun Montag Früh nach dem Modell gezeichnet und modelliert werden sollte, fand einer der Bildhauer, daß der Karton ihn behindere, und beschwerte sich deshalb bei Professor Käßmann. Da trat der allgemein Gefürchtete majestätisch in den Saal und rief, auf das „corpus delicti" hinweisend, mit dröhnender Stimme: „Der Karton muß weg!" und als der anwesende Plattner bemerkte, daß er vom Direktor selbst die Erlaubnis erhalten habe, die Zeichnung hier zu vollenden, dieselbe auch dem Ankläger eigentlich nicht im Wege stehe, schrie Käßmann noch ergrimmter: „Und ich sag' Ihnen, der Karton muß weg, Punktum!" und verschwand im Professorenzimmer. Die Donnerstimme Käßmanns hatte auch Schüler aus den anderen Arbeitssälen herbeigelockt, und unter allgemeiner Aufregung wurde beschlossen, daß Plattner im Recht sei, da er von der obersten Autorität die Erlaubnis habe, und daß es die schönste Gelegenheit sei, dem unbeliebten Grobian einmal die Zähne zu weisen. Kaum war dieser Entschluß gefaßt, so öffnete sich die Thüre abermals, und der, seine Autorität um jeden Preis wahren wollende Professor brüllte wütend: „Hinaus mit dem Karton, der Karton muß weg! Ecker! Ecker!" Ein allgemeines Gelächter antwortete dem mit blitzenden Augen herumblickenden Tyrannen; denn „Ecker" war der Name eines schon längst begrabenen alten Dieners der Akademie, eine Thatsache, welche Käßmann in seiner Wut vergessen hatte. Als dann dem Gelächter noch ein allgemeines Murren des Unwillens folgte, wetterte Käßmann: „Ich sage nochmals, der Karton

muß hinaus, und wem das nicht recht ist, der trete vor, wenn er die Courage hat!" Da erhob sich der später so berühmt gewordene Architekt Heinrich Ferstl, welcher damals mit uns nach dem Modell zeichnete, von seinem Sitze und erlaubte sich, dem einige Augenblicke fassungslos dastehenden Professor nochmals die vom Direktor erteilte Erlaubnis in Erinnerung zu bringen. Käßmann aber maß den Verwegenen vom Kopf bis zu den Füßen und rief mit drohend erhobenem Zeigefinger: „Junger Mann, nehmen Sie sich in acht! Die Behörde geht ihren Gang!" und wendete sich mit dröhnendem Schritte dem Ausgange zu. Ob es dann noch zu einer Auseinandersetzung zwischen Professor und Direktor kam, wurde nicht bekannt, aber Plattner konnte unbehindert an Ort und Stelle den verhängnisvollen Karton vollenden.

Einige Jahre nach Käßmanns Pensionierung besuchte ich den alten Brummbären und Freund meines Vaters in seinem „Tusculum" bei Neustadt. Er nahm mich freundlich auf, und ich mußte sogar bei ihm über Nacht bleiben. Mit den Worten: „Ich arbeit' jetzt an einem Kreuzzug," zeigte er mir die Bleistiftzeichnung für ein die Kreuztragung Christi darstellendes Basrelief.

Nach dem ausgiebigen Mittagmahl lud er mich zu einem Spaziergang ein, während dem er in den wuchtigsten Ausdrücken über seine Pensionierung und den mutmaßlichen Veranlasser derselben sich expektorierte, wobei die wenigst gravierende Äußerung lautete: „Der Hauptspitzbub ist der mit dem Araberbart" — er meinte damit den damaligen Kunstreferenten im Unterrichtsministerium. Nach dem Abendessen beteiligte er sich insoferne an der, in der Nähe seines Hauses, bei einer Statue des heiligen Johann von Nepomuk abgehaltenen Andacht, als er derselben eine Weile mit dem abgenommenen Hauskäppchen in der Hand beiwohnte und das vom Volk gesungene fromme Lied halblaut mitbrummte. Wenn ich nicht irre, so überreichte er mir am anderen Morgen beim Abschied eine Fünfguldennote als Beitrag zu meinen Reiseauslagen.

Es war das letztemal, daß ich den ungefügen Repräsentanten einer vergangenen Zeit sah und seine originelle Sprechweise vernahm, die ich zum großen Vergnügen aller Studienkollegen noch lange nachher frappant nachzuahmen verstand.



3. Der Meister (Josef Ritter v. Führich).

Das irdische Licht, in dem wir Farben, Formen und Gestalten erkennen und erblicken, ist nur ein Symbol jenes göttlichen Lichtes, das von dem ausstrahlt, der allein von sich sagen durfte: Ich bin das Licht der Welt! Josef Führich.

Obige Worte, mit welchen der Meister sein in den Fünfziger Jahren von seinem Schüler Carl Hoffmann lithographiertes Bildnis eigenhändig unterzeichnete, charakterisieren die ideale Welt- und Kunstanschauung des großen Künstlers und verehrungswürdigen Menschen voll und ganz. — Mensch und Künstler in ihm ergänzten sich gegenseitig in harmonischester Weise. Er selbst schrieb (im Almanach „Libussa", Prag 1844) von seiner Jugend: „Religion, Kunst und Natur flossen in meinem Gemüte in unbestimmten, poetischen Schwingungen zusammen." — Und sein Sohn Lucas v. Führich fügt diesem Citate, in der von ihm verfaßten Biographie seines Vaters (Joseph Ritter von Führich, ein Lebensbild, Abdruck aus der Zeitschrift „Die graphischen Künste", Wien 1886) die Worte an: „Dies ist in seinem späteren Leben nur insoferne anders geworden, als die Unbestimmtheit der Jugendempfindungen einer sicheren Weltanschauung wich, in der jene drei in einem harmonischen Akkord zusammenklangen, dessen Grundton die Religion blieb. Sein Ziel war für Leben und Kunst das gleiche; ihm galt des Dichters Parole: „Anders sein als singen, deucht mir ein dummes Spiel." —

Diese Harmonie, welche auch in seinen Gesprächen und Vorlesungen zum Ausdruck kam, bewirkte es, daß viele ideal veranlagte Schüler der damaligen Akademie gerade diesem Lehrer mit nahezu ausnahmslos treuer Anhänglichkeit stets zugethan waren und blieben.

Auch sein Familienleben war ein herzgewinnendes Spiegelbild seines edlen, fleckenlosen Wesens und seines immer regen Interesses für alles Bedeutsame und Hervorragende auf allen Gebieten des Wissens, sowie der Litteratur und Kunst.

Der größte Teil seiner Schüler verkehrte auch mit dem Meister, wie mit einem ebenso verehrten als geliebten, väterlichen Freunde, und fühlte sich in seinem Familien- und Freundeskreise wie zu Hause.

Dieser Freundeskreis vereinte fast jeden Abend eine Anzahl von geist- und gemütvollen Persönlichkeiten um den Familientisch,

an welchem die vortreffliche Hausfrau mit einer alle Herzen gewinnenden Güte und Liebenswürdigkeit ihres Amtes waltete, unterstützt von einem Sohn und einer Tochter, deren Geistes- und Herzensqualitäten denen ihrer Eltern entsprachen.

Selbstverständlich bildete der Meister, nachdem er von seinem täglichen abendlichen Spaziergange über die Basteien der Stadt



Joseph Führich

Joseph Ritter von Führich, Historienmaler und Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien., Geb. 1800, gest. 1876.

Nach der Natur gezeichnet und lithographiert von seinem Schüler Carl Hofmann im Jahre 1852.

nach Hause gekommen war, den Mittelpunkt dieser Symposien, und die jeweiligen Teilnehmer an denselben hatten oft die besondere Freude, des Meisters jüngste, künstlerische Arbeiten bei dieser Gelegenheit betrachten und bewundern zu können. Außerdem wurden auch bedeutsame litterarische Werke vorgelesen und dann besprochen. Aber auch der Humor und die Heiterkeit walteten „con amore“ in diesem Kreise, und war es vor allen anderen der Meister selbst,

der in unerschöpflicher Laune allerlei „Erlebtes und Erlauschtes“ in lustigen Anekdoten und Geschichtchen zum besten gab. Wenn dann die Gäste das Haus verlassen und die Familienangehörigen sich zur Ruhe begeben hatten, stopfte und entzündete der Meister neuerdings die geliebte Pfeife und setzte sich, dann und wann einen Schluck Bier zu sich nehmend, beim Lampenschein vor ein Blatt Papier, um nun, ungestört von dem lärmenden Getriebe des Tages, seine künstlerischen Inspirationen mit dem Bleistift zu fixieren, — und häufig beendete er diese Thätigkeit erst bei grauendem Morgen.

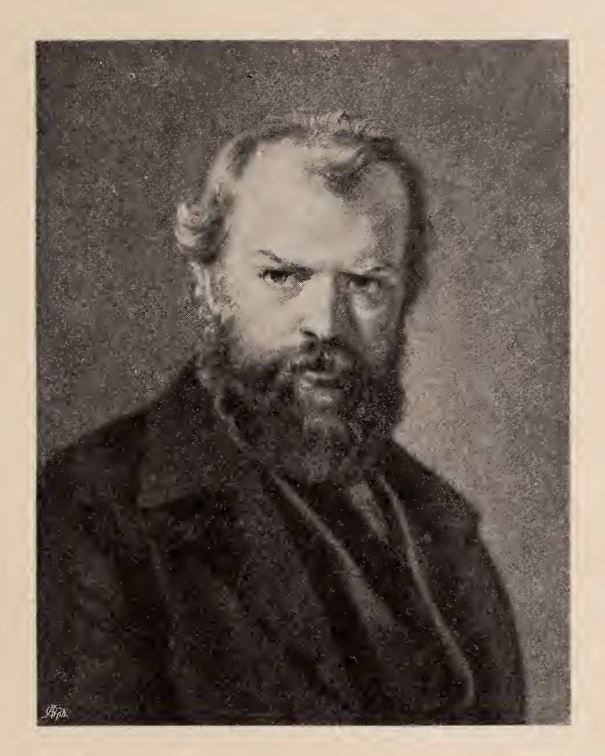
Nachdem die Meisterschulen auf der Akademie eingeführt waren, besuchte er dort jeden zweiten Tag seine Schüler, um deren Arbeiten in Augenschein zu nehmen und zu korrigieren. Doch nahm er stets in der freisinnigsten Weise Rücksicht auf die künstlerische Individualität jedes einzelnen. Sowohl die Wahl des Stoffes, wie die Auffassung und die technische Ausführung desselben fand ein bereitwilliges Eingehen des Meisters selbst dann, wenn dieselben seiner eigenen Art und Weise nicht ganz entsprachen. Er bekundete überhaupt, wie in der Kunst, so auch im Leben, immer ein nicht hoch genug zu schätzendes Zartgefühl und die weitgehendste Nachsicht selbst den Gegnern seiner Welt- und Kunstanschauung gegenüber.

Nur geradezu Unmoralisches oder Christentumfeindliches verurteilte er streng und unbeugsam; alle idealen Bestrebungen aber begrüßte und förderte er in hingebender, selbstloser Weise.

Die eben erwähnte Gesinnung bewies er auch gegenüber dem in den Fünfzigerjahren in Wien neben ihm weilenden Künstler und Professor Carl Rahl, dessen ernste Bestrebungen auf künstlerischem Gebiete er rückhaltlos anerkannte, trotzdem dessen Weltanschauung und Lebensführung eine so ganz andere war.

Dieselbe Stellung nahm aber auch Rahl Führich gegenüber ein, daher hatte auch der letztere nicht die geringste Einwendung dagegen, daß seine Schüler mit dem Künstler Rahl stets in einem regen, ja der jovialen Natur desselben entsprechend, selbst freundschaftlichen Verkeh'r standen und dessen Ratschläge besonders in koloristischer Beziehung sich erbaten. Da einige der begabtesten und vorgeschrittensten Schüler Führichs damals schon mit der Ausführung größerer Gemälde beschäftigt waren, so stand ihnen Rahl mit einem wahren Feuereifer beratend und korrigierend zur Seite.

Was übrigens Rahls Stellung zum Christentum betrifft, so ist für dieselbe jene Zurechtweisung bezeichnend, welche er eines Tages seinem Schüler Georges Mayer zu teil werden ließ. Derselbe erzählt nämlich freimütig in seinen „Erinnerungen" an Karl Rahl (Wien 1882, Seite 113) folgendes: Als ich auf Rahls antikirchliche Gesinnung bauend, verächtlich vom Katholizismus sprach, sagte



Carl Rahl, Historienmaler und Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien. Geb. 1812, gest. 1865.
Nach einem vom Künstler selbst ausgeführten Ölgemälde.

er zu meinem Erstaunen: „Na hm, es gehört mehr dazu, zu begreifen, was an einer Sache, die durch Jahrhunderte von Millionen geachtet wurde, Gutes sein müsse, als sich so geringschätzig darüber hinauszusetzen."

Diese „Erinnerungen" können überhaupt jedem zur Durchsicht empfohlen werden, welcher sich für den Künstler und Menschen Rahl,

sowie für seine Schule und die damaligen Kunstverhältnisse besonders in Wien interessiert. Des Verfassers Epilog aber spricht in Versen aus, was zahllose, strebende, begabte Menschen und besonders Künstler, schon gedacht und empfunden haben.

Was Führichs künstlerische Eigenart betrifft, so ist bezeichnend für dieselbe die unerschöpflich reiche Phantasie und Gestaltungskraft, unterstützt von umfassenden litterarischen und philosophisch-theologischen Studien, sowie die mit innigster Empfindung gepaarten kraftvollen Formen.

Da eine eingehendere Schilderung der vielfältigen, und gewiß alle noch kommenden Geschmacks- und Kunstrichtungen überdauernden künstlerischen Thätigkeit des Meisters, den beschränkten Rahmen dieser schlichten Erzählung weit überschreiten würde, so schließe ich dieselbe mit der Versicherung, daß in meinem Leben die Erinnerungen an ihn und an die mit ihm und den Seinen verlebten Stunden zu den mir teuersten und interessantesten gehören.



4. Die Führich-Schule.

Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus
Und d'rin auf Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Graus.
Das Haus mag zerfallen,
Was hat's denn für Not,
Der Geist lebt in uns allen
Und unsre Burg ist Gott!

Binzer.

Die allmähliche Entwicklung wie die glänzendste Entfaltung der bildenden Künste, sowohl in den heidnischen, wie christlichen Kulturperioden vollzog sich ohne Mithilfe jener staatlichen Unterrichtsanstalten, welche gegenwärtig Akademien der bildenden Künste genannt werden.

Vor deren Begründung — die erste derselben stifteten bekanntlich die Maler Caracci in Bologna am Ende des XVI. Jahrhunderts — gab es etwas Ähnliches nur in den Klöstern der um den Unterricht auf allen Gebieten des Wissens und der Kunst so hochverdienten Mönchsorden. — Außerhalb dieser aber wurde künstlerisches Können und Schaffen dadurch weiter gelehrt und verbreitet, daß

ein in denselben thätiger und bewährter Mann Lehrlinge bei sich aufnahm, sie unterrichtete und dann als Mitarbeiter benützte, bis die Begabtesten derselben als selbständige Meister auftraten. Es war dies ein analoger Vorgang, wie bei den Handwerkerzünften.

Nach der Einführung der „Lehr- und Lernfreiheit" an den modernen Hochschulen wurde auch auf den Akademien der bildenden Künste, als Abschluß des allgemeinen Unterrichts in allen künstlerischen Disziplinen, den Schülern die Möglichkeit geboten, nach eigener Wahl von einem der Akademieprofessoren sich als Schüler für einige Jahre aufnehmen zu lassen, um so die Vorteile der beiden Unterrichtsarten bei ihrer Ausbildung zu genießen.

Bei der nun erfolgten Einführung dieser Meisterschulen an der Wiener Akademie wurde die in einem gewissen Sinne schon bestehende Schule Führichs nur offiziell sanktioniert. Der Hauptvorteil dieser Sanktion für dieselbe aber war, daß ihr einige Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt wurden zur Ausführung selbstständiger Arbeiten, was übrigens in provisorischer Weise schon im vorhergegangenen Jahre und nun auch bei der Ruben- und Kuppelwieser-Schule der Fall war. Einen weiteren Vorteil gewährte den Meisterschülern die von der Akademie übernommene Bezahlung der Modelle. Für die Schüler der Professoren Führich und Kuppelwieser aber wurde ein von ihnen bald darauf ins Leben gerufenes Unternehmen von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wenngleich dasselbe auch seine Schattenseite hatte. Es wurde nämlich, in Anschluß an den damals prosperierenden katholischen Severinusverein, ein Künstlerkreis konstituiert, welchem fast alle Schüler der obgenannten beiden Professoren angehörten, und dessen Ausschuß kirchliche Aufträge künstlerischer Art übernahm und an die Mitglieder gemäß ihres Könnens zur Ausführung verteilte. Es wurden so im Verlaufe von sieben Jahren, nämlich von 1852—1859 bei 60000 fl. für kirchliche Kunstwerke verwendet, unter welchen sich aber auch ganze Altäre rc. befanden. Trotz dieser nicht unbedeutenden Summe waren doch die meist zu bescheidenen Honorare jene Schattenseite, welche ein gründliches und zu gleicher Zeit förderndes Durchbilden der den idealsten und schwierigsten Aufgaben der Kunst angehörenden Stoffe nahezu unmöglich machte, besonders da viele von uns schon ums „liebe Brot" arbeiten mußten. Aber im ganzen war es

doch der einzig richtige Weg, um jugendliche Künstler ins lebendige, künstlerische Wirken und Schaffen einzuführen. Wäre dann zu diesen Anfängen noch ein vom Staate unterstütztes, regeres und reicheres Bedürfnis nach Kunstschöpfungen auf religiösem, wie profan-historischem Gebiete hinzugekommen, wer weiß, ob nicht so mancher der begabten Schüler Führichs jenes Ziel erreicht hätte, dem alle, dem Beispiele ihres Meisters folgend, entgegenstrebten.

Aber, wie schon erwähnt wurde, kamen damals die Bekenner und Vertreter der sogenannten Aufklärung und Freisinnigkeit auf allen Gebieten der Politik, Wissenschaft und Kunst auch in Österreich immer mehr zur Geltung und endlich zur vollen, nahezu unbeschränkten Herrschaft.

Wer dieselbe nicht Beifall jubelnd oder wenigstens stillschweigend anerkannte, der hatte sich seine Zurücksetzung oder strafweise Behandlung selbst zuzuschreiben; — denn fast nur die im Geiste und Sinne jener herrschenden Richtung Strebenden wurden begünstigt und gefördert.

Dem Künstler und Menschen Führich konnte man zwar eine gewisse Achtung und Anerkennung nicht versagen, ja dieselbe wurde sogar in gesprochenen und gedruckten Phrasen hie und da zum Ausdruck gebracht — aber weder ihm, noch seiner Richtung oder Schule wurde nach der Vollendung der Altlerchenfelderkirche irgend eine größere künstlerische Aufgabe zur Lösung übertragen: gehörten doch für die damals Herrschenden alle christlich religiösen Ideale und deren Ausgestaltung zu den bereits überwundenen Dingen.

So kam es denn ganz anders, als wir gehofft und geträumt hatten. Einige der Talentvollsten von uns, wie Vogler, Lebert, Karl Schönbrunner, nahm ein frühzeitiger Tod hinweg, und die übrigen suchten sich so gut als möglich aus dem allgemeinen Schiffbruch zu retten, den bald alle religiösen und ideal-künstlerischen Bestrebungen erlitten in der immer höher und mächtiger anschwellenden materialistischen Sturmflut. Und so wurde auch das als Motto dieses Kapitels verwendete Studentenlied, welches wir so oft auf unserer Kneipe mit jugendlicher Begeisterung gesungen hatten, bezeichnend für unser weiteres Wirken im Leben und in der Kunst.

Mit einem wehmütigen Lächeln kann ich daher nur jener Zeiten gedenken, die ich damals in den schlichten Räumen des nun

auch schon verschwundenen St. Anna-Gebäudes durchlebt habe. Durchlebt mit ernstem Schaffen und heiterm Treiben, in der stets anregenden Gesellschaft meiner Jugend-, Kunst- und Gesinnungsgenossen. Da war vor allem mein, unserer Bekanntschaft nach ältester Freund, der meist ernste und stets rastlos schaffende Bonaventura Emler, dann der phantasievolle, sinnende und grübelnde, aber immer liebenswürdige Josef Lebert (der erste unter uns, den



Führich-Schüler.

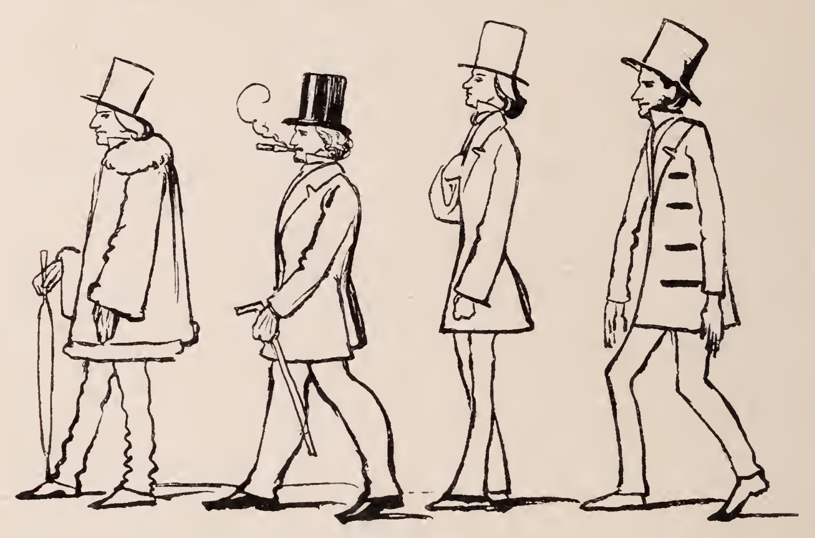
Gezeichnet und mit, die einzelnen Persönlichkeiten persiflierenden Unterschriften versehen von W. O. Noltsch 1850.

1. Franz Platner („Tiroler Kraftnatur und Ur-Muskel"), 2. Edmund Wörndle von Adelsfried („Schafter", als Abkürzung für Landschafter), 3. Wenzel Ottokar Noltsch („Schwärmer" und „Luftpoet"), 4. Friedrich Staudinger („Bürgerlicher Historienmaler").

wir zu Grabe geleiteten), der humor- und talentvolle Karl Schönbrunner, der gutmütige, tüchtige und trotzdem bescheidene Friedrich Staudinger, der ritterliche und schwärmerische Konvertit Carl Madjera und aus der neben uns hausenden Schule Kuppelwiesers der sanfte Josef Frankel, der begabte, unermüdlich fleißige Ludwig Mayer, und der von allen geliebte, feinfühlende Anton Roux.

Diese und meine Wenigkeit waren die meistanwesenden Repräsentanten der Schule, während die nachfolgenden, vielfach anderweitig Beschäftigten, sie nur zeitweilig besuchten. Es waren dies: der sich wacker und mit Erfolg durchs Leben kämpfende, sprachenkundige Heinrich Reinhart, die stets an der Spitze unserer Kolonne

marschierenden Brüder Edmund und August von Wörndle, welche alle drei mehrere Jahre in Italien und die beiden letzteren auch in Tirol verbrachten, und der geschickte, witzige Andreas Mögele, welcher auch die belebende und ausführende Kraft bei unseren zahlreichen heiteren Unternehmungen war. Der schneidige und sehr be-



Führich-Schüler.

5. Bonaventura Emler („Pedant“), 6. Carl Schönbrunner („Wohlgebildeter junger Mann, dessen Bild vom Kunstverein angekauft wurde“), 7. August Wörndle von Adelsfried („Bornierter Aristokrat“), 8. Heinrich Reinhart („Grobian, besonders gegen Damen, und den Engländer affektierend“).

gabte Johann Klein, welcher schon dem älteren Schülerkreise Führichs angehört hatte und im Jahre 1853 zum Vorstande oberwähnter Künstlervereinigung gewählt worden war, kam schon aus diesem Grunde häufig zu uns auf Besuch, während der bedeutende A. Vogler, zu dem wir alle immer mit Hochachtung und Anerkennung seiner künstlerischen Gestaltungskraft emporgeschaut hatten, mit seinem Freunde Szoldatics nach Rom ging, wo er bald darauf starb, indes letzterer noch vor kurzem in der ewigen Roma lebte und malte.

Auch Franz Plattner, der talentvolle und urwüchsige Tiroler, der wie einst Giotto, bis ins Jünglingsalter hinein seinen Eltern als Hirt gedient hatte, verließ frühzeitig unsern Kreis und ging als Stipendist Tirols nach Rom. Dort war ihm eines der Turm-

gemächer im Palazzo di Venezia eingeräumt worden. — Plattner hatte den mächtigen Raum mittels des großen Kartons, an dem er arbeitete, in zwei Hälften geteilt — in der vorderen arbeitete und wohnte in primitivster Weise er selbst, in der rückwärtigen aber hausten ab und zu als kuriose Gäste unterstandslose Landes- und



Führich-Schüler.
9. Joseph Lebert („Phantast"), 10. Andres Mögele („Der schlampete Prophet").

Kunstgenossen. — Von Rom kehrte Plattner nach Tirol zurück, wo er meist kirchliche Aufträge erhielt und in tüchtiger Weise künstlerisch durchführte. Der gleichfalls sehr begabte, ältere Schüler Führichs, Karl Geiger aber, war der einzige, welcher sich schon im Jahre 1848 von seinem Meister und dessen Welt und Kunstanschauung entschieden abgewendet hatte und andere Pfade einschlug.



5. „Giselher, das Kind“.

„Gar geschäftig sah man Giselher, das Kind,
Die Heimischen und Fremden empfing er treu gesinnt.“
Nibelungenlied.

„Giselher, das Kind,“ nannten mich scherzweise meine Freunde in der Führichschule, weil ich dem Alter nach das jüngste Mitglied derselben war. Ich erfreute mich übrigens trotz meines unter Umständen etwas ungestümen und lärmenden Wesens einer ziemlich allgemeinen Beliebtheit, die ich hauptsächlich meiner gutmütigen und meist heiteren Veranlagung zu danken hatte, welche sich für alle wissenswürdigen und genießenswerten Ideale rückhaltlos begeisterte. Eine Begeisterung, die leider wegen ihrer Vielseitigkeit der Erreichung einer gewissen Virtuosität auf dem Gebiete der Malerei bedenklich im Wege stand.

Übrigens war auch die Schule Führichs nicht der geeignete Ort, um eine solche Virtuosität zu erlangen. Erklärte uns doch der Meister selbst eines Tages schlicht und aufrichtig: daß er uns zwar das Wesen und die Ziele der wahren Kunst lehren könne, aber nicht jene Geschicklichkeit, durch die man sich mittels Farben und Pinseln viel mehr als trockenes Brot verdienen könne. — Eine Erklärung, die unseren jugendlichen Enthusiasmus noch erhöhte für die idealen Bestrebungen des Meisters und seiner Schule. Freilich wurde dieser Enthusiasmus, wenigstens bei einigen von uns, vorderhand noch nicht auf die Probe gestellt, da wir am Mittagstische unserer Eltern nebst „trockenem Brot“ noch andere schmackhafte und nährende Bissen fanden.

Die äußeren Umstände meiner Familie hatten sich indessen insoferne verändert, als mein Vater der Leitung des Polizeibezirkes St. Ulrich-Neubau enthoben und der Oberpolizei-Direktion zugeteilt worden war. Das Hauptmotiv für diese Versetzung war ein Dankschreiben, welches die Gesellen der „Seidenzeugmacher-Innung“ am Neubau meinem Vater überreicht hatten, weil er sich für deren loyale Gesinnung verbürgt hatte gegenüber den, überall revolutionäre Umtriebe witternden, obersten Behörden jener Reaktionsperiode, die es bedenklich fand, wenn Beamte den Staatsbürgern Vertrauen — statt Furcht einflößten.

Wir hatten nun wieder eine bescheidene Privatwohnung bezogen und zwar in der Heugasse, gegenüber dem Schwarzenberggarten, und sahen von unseren Fenstern gerade auf den in der Mitte des Gartens gelegenen Teich, welchen zwei Schwäne rastlos durchkreuzten. Diesem ebenso poetischen wie malerischen Stimmungsbilde entsprang auch der erste von mir unternommene Versuch, meine Gedanken und Empfindungen in Verse zu kleiden. Von da an wurden die Versuche immer häufiger, und als ich in den Besitz einer Metrik gelangte, übte ich mich in allen Formen und Versmaßen der Dichtkunst.

Auf künstlerischem Gebiete aber war ich beschäftigt mit Entwürfen zur bildlichen Ausgestaltung meist großartiger Stoffe, in deren Wesen ich mich stets mit dem ganzen Aufgebot meiner Einbildungskraft zu versenken suchte. Dies ging so weit, daß ich zum Beispiel eines Abends, in die Darstellung der Szene vertieft, in welcher Lady Macbeth traumwandelnd bemüht ist, ihre scheinbar mit Blut befleckten Hände zu reinigen, so lange ihren Wahnsinn mir vorstellend und die aus demselben sich ergebende körperliche Haltung und Bewegung nachahmend, in dem halbdunklen Gemach herumschlich, bis ich, um meiner hochgradigen Aufregung Herr zu werden, das Fenster aufriß, damit die frische Nachtluft mich aus der schwülen Atmosphäre meiner Phantasien wieder in die nüchterne Wirklichkeit zurückversetzte.

Das erste Bild aber, welches ich auf der Akademie malte, war ein kleines, im Auftrage des erwähnten Künstlerkreises ausgeführtes Altarblatt, das merkwürdigerweise meinen eigenen Namenspatron, den heiligen Böhmenkönig Wenzeslaus, darstellte. Leider erinnere ich mich nicht mehr, für welchen Ort und welche Kirche es bestellt war, doch besitze ich noch eine Photographie nach demselben.

Neben meinem Freunde Emler waren es meine Studienkollegen August v. Wörndle, Heinrich Reinhart, Karl Schönbrunner und Andreas Mögele, mit welchen mich ein innigeres Freundschaftsverhältnis verband. Das väterliche Heim des letztgenannten bildete einige Jahre hindurch den Mittelpunkt unseres freundschaftlich geselligen Verkehres.

Der jüngere Sohn, Franz Mögele, welcher sich zum Musiker ausbildete, stellte aus den stimm- und gehörbegabtesten von uns ein

Quartett zusammen, welches später sich zu einem Oktett erweiterte und unseren wilden unisono-Gesang in der Kneipe, wo wir uns jede Woche einmal versammelten, in eine höhere und wohlklingendere Sphäre hob. Der Wiener Mutterwitz und sein sinnig launiger Vetter Humor würzten unsere Zusammenkünfte, bei denen zeitweilig auch von uns selbst erfundene, vertonte und gereimte dramatische Scherz- und Liederspiele zur Aufführung gelangten, während andererseits unsere Persönlichkeiten mit ihren Eigenarten und Schwächen in Wort und Bild schonungslos persifliert und karrikiert wurden.

Bei all dem spielte ich sowohl im thätigen, wie im leidenden Sinne eine nicht unbedeutende Rolle und erwarb mir durch mein ebenso sentimental schwärmerisches, wie ungestüm lärmendes Auftreten und Wesen, den von meinem Freunde Reinhart erfundenen Beinamen „Ritter Jockelheim von Schlagherum und Schreihausen". Außerdem aber war ich, trotz meiner Jugend, was Schneidigkeit und körperliche Kraft betraf, das anerkannt hervorragendste Mitglied der Führichschule — besonders von dem Augenblicke an, in dem ich bei einem Ausflug in den Prater einen vierschrötigen Verwandten der Familie Mögele, welcher mit seiner Stärke prahlte, vor der ganzen Gesellschaft im Ringkampfe mit einem Ruck emporhob und auf den Boden warf, daß es staubte.

Bei meinem häufigen Verweilen in dem genannten Familien- und Freundeskreis hatte mein für edle Weiblichkeit so empfängliches Herz ein neues Ideal gefunden in der sanften und liebenswürdigen Schwester meiner Freunde Mögele. Diese meine stille, aber intensive Schwärmerei mußte sich jedoch in eine freundschaftliche Verehrung verwandeln, als mein Freund Emler die Angebetete uns als seine Verlobte vorstellte. Diese Umwandlung mußte, aufrichtig gestanden, erst ein mehrere Tage dauerndes Durchgangsstadium passieren, in dem ich anfangs, von wilder Eifersucht erfüllt, unter anderen phantasievollen Einfällen auch den hatte, meinen rücksichtslosen Freund zu einem Entscheidungskampf auf Leben und Tod herauszufordern. Die Wahl der Waffe hätte ich großmütig meinem Gegner überlassen, da ich keine Ahnung hatte, daß der Geforderte nach dem Duellkodex ohnehin dieses „Bene" genießt. Glücklicherweise gingen diese gewitterartigen Seelenphänomene vorüber, ohne sich nach außen besonders bemerklich zu machen, und schon nach

circa achtundvierzig Stunden war ich so weit besänftigt, daß ich meinen Groll und Schmerz in den schwermütigsten Adagios der Sonaten Beethovens allmählich ausklingen ließ.

Zu jener Zeit nämlich war es auch, daß ich ein enthusiastischer Freund und Bewunderer, ja sogar Ausüber der edlen Tonkunst wurde, trotzdem man mich wegen Stimm- und Gehörmangel von der Mitwirkung bei unserem Quartett erbarmungslos ausgeschlossen hatte.

Mein Vater, der als echter Böhme nicht nur Klavier und Guitarre spielte, sondern auch die Flöte blies, hatte mir schon in meiner Kinderzeit um sauer ersparte Gulden einen Klavierlehrer gehalten, einen langen, mageren, jungen Mann, Namens Gruß.



Führich-Schüler als Germanen gegen ihre Feinde in den Kampf ziehend.
Als Basrelief gezeichnet von Andreas Mögele 1852.
1. W. O. Noltsch, 2. Johann Klein, 3. Edmund von Wörndle, 4. Franz Plattner, 5. Friedrich Staudinger, 6. Carl Schönbrunner (Barde, I. Tenor), 7. Franz Mögele (Barde, II. Tenor), 8. Andreas Mögele (Barde, I Baß), 9. Josef Schönbrunner (Barde, II. Baß).

Da mir aber das Notenlesenlernen, Skalen üben, sowie das Spielen der kindlichen Klavierstücke Diabellis und ähnlicher Tonheroen nichts weniger als sympathisch war, atmete ich wie von einer schweren Last befreit auf, als aus verschiedenen Gründen dieser Unterricht aufhörte, und es mir überlassen blieb, dann und wann irgend ein Stückchen aus der „Norma" oder der „Lucia di Lammermoor" herunterzuklimpern.

Da geschah es, daß uns noch in unserer Wohnung am Neubau ein Schwager meines Cousins Swoboda besuchte, und, sich ans Klavier setzend, mir einige Sonaten von Beethoven mit großer Begeisterung und Geläufigkeit vorspielte. Die Accorde und Tonverbindungen dieser Meisterwerke machten denselben bezaubernden und fascinierenden Eindruck auf mich, wie seinerzeit des Meisters „Marche funèbre". — Von da an saß ich stunden- und halbe

Nächte lang beim Klavier und studierte und übte solange, bis es mir gelang, selbst die schwierigeren Sonaten mit Empfindung und halbwegs genügender Geläufigkeit durchzuspielen und mir so einen hohen Genuß zu bereiten.

Damals machte ich auch durch die Vermittlung der schon erwähnten Familie des Sektionsrates Schmied in Kritzendorf die Bekanntschaft einer Persönlichkeit, der ich stets noch mit dankbarer Verehrung und Liebe gedenke. Es war dies der Chorherr des Stiftes Klosterneuburg, Florian Thaler, ein wahrhaft edler und hochgebildeter Mensch und Priester. Von der Pfarre Kritzendorf wurde er als Bibliothekar ins Stift berufen und bald darauf zum Kanzleidirektor desselben ernannt; und da er mir eine aufrichtige, wahrhaft väterliche Freundschaft zu teil werden ließ, so war ich oft tagelang sein Gast. — Neben seinen liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften war es seine, aus allen wissenschaftlichen Gebieten reich ausgestattete Privatbibliothek, welche mich magnetisch anzog. Von da an bildeten theologische, philosophische, naturwissenschaftliche, sowie litteratur-, kunst- und weltgeschichtliche Werke meine hauptsächlichste Lektüre, und schleppte ich leihweise Reisesäcke voll Bücher oft nach Hause.

Im Zusammenhange mit meinen damaligen Besuchen Klosterneuburgs steht auch nachfolgendes in mehr als einer Beziehung charakteristisches Geschichtchen: An einem Charsamstag im Anfang der fünfziger Jahre wohnte ich in der Stiftskirche der Auferstehungsfeier bei. Dicht neben der Kirchenbank, auf deren Eckplatz ich mich befand, stand eine Gruppe von Offizieren des in der Stadt Klosterneuburg stationierten Pionierbataillons und des damals neu errichteten Flotillenkorps.

Unbekümmert um den Ort und die kirchliche Feier, unterhielten sie sich mit fast ungedämpfter Stimme und nur halb unterdrücktem Gelächter in der ungezwungensten Weise, wobei sich ein dicht neben mir stehender, schon älterer Militärarzt am meisten bemerklich machte. Die allgemeine Indignation der in der Nähe befindlichen Andächtigen beiderlei Geschlechts wuchs von Minute zu Minute, aber niemand wagte es, derselben Ausdruck zu geben; denn das Militär war damals mehr als je eine unantastbare Macht. Ich als sechzehnjähriger Student hielt es im Anfange für unpassend, den Wort-

führer der heimlich murrenden Männer und grauhäuptigen Greise zu machen. Endlich aber empörte mich die Rücksichtslosigkeit der einen, wie die Feigheit der anderen derartig, daß ich dem Militärarzte, einem großen, stattlichen Manne, auf die Achsel klopfte und ihn halblaut auf das unpassende Benehmen der Herren aufmerksam machte. Und als der Apostrophierte sich umwendend mich wütend anschnaubte: „Wegen dieser Unverschämtheit werden wir uns noch an einem anderen Orte sprechen!" antwortete ich ihm: „Mit Vergnügen, ich werde Sie vor dem Haupteingange der Kirche erwarten."

Das schüchterne Beifallsgemurmel der nächsten Nachbarn benützend, bat ich dieselben um ihre eventuelle Zeugenschaft.

Nachdem am Eingange der Kirche mein Gegner, mich nicht beachtend, vorübergeschritten war, begab ich mich ins Stift und teilte meinem väterlichen Freunde Thaler das Abenteuer mit. Derselbe fand mein Vorgehen vollständig berechtigt und freute sich vor allem über die mir zur Verfügung stehenden Zeugen, war aber doch über den möglichen Ausgang der Geschichte nicht ganz beruhigt.

Meinem Vorhaben gemäß begab ich mich am Ostersonntag nach Kritzendorf — und sowohl dort, wie in Klosterneuburg, spielte sich die weitere Entwicklung des Vorfalles in folgender Weise ab: Der von mir zurechtgewiesene militärische Würdenträger hatte bald erfahren, daß und bei wem ich im Stifte zu Gaste sei, und begab sich noch am Ostersonntag Vormittag zu meinem Freund, dem Kanzleidirektor, um sich über mich zu beschweren und mit einer gerichtlichen Klage zu drohen. Als dieser aber dem Ankläger zu verstehen gab, daß ihm eine weitere Verfolgung der Angelegenheit nur hohen und höchsten Ortes schaden könnte, da ich dafür gesorgt hätte, mir durch Zeugen die Berechtigung meines Vorgehens bestätigen zu lassen, machte mein Gegner mit dem Ausruf: „Ei, wie schlau!" dem Gespräch ein Ende und empfahl sich.

Im Verlaufe des Nachmittags aber erschien der damalige Höchstkommandierende in Klosterneuburg, Oberst Molinari, bei der ihm bekannten Familie Schmied in Kritzendorf, um sich gleichfalls über mich zu erkundigen, zog aber nach einer halben Stunde wieder ab, reichlich versehen mit lobenden Aussprüchen über die tadellose Konduite und vorzüglichen Eigenschaften meiner Wenigkeit, und hiemit war dieser „Sturm im Wasserglas" zu Ende.

In jene Zeit fällt auch folgende drollige Episode aus dem Übergangsstadium, in welchem sich unser Kunstschülerdasein zum ausübenden Künstlertum entwickelte. Mein Freund Karl Schönbrunner hatte sein erstes, für die Öffentlichkeit bestimmtes Gemälde vollendet. Es stellte den Augenblick dar, in welchem Gottfried von Bouillon, umgeben von Kreuzzuggefährten, sein siegreiches Schwert am heiligen Grabe als Weihegeschenk niederlegt. Jurymitglieder des damaligen „Kunstvereines" — einer Institution, welche vor dem noch gegenwärtig existierenden „Kunstverein" in Wien bestand — sollten das Bild besichtigen und einen eventuellen Ankauf desselben in Betracht ziehen.

Diese Besichtigung konnte aber aus irgend einem Grunde nicht an der Akademie vorgenommen werden, sondern sollte in der Wohnung unserer Freunde und Kunstgenossen Edmund und August von Wörndle stattfinden. Dieselbe befand sich in der k. k. Hofburg, da der Vater unserer Freunde alldort ein höheres Amt bekleidete, und es handelte sich nur mehr darum, den Transport des ziemlich großen Bildes dahin zu veranlassen. Eine Tragbahre und zwei Träger waren leicht zu beschaffen, aber woher das Honorar für die letzteren nehmen? Weder mein Freund Karl, noch ich, noch einige andere in der Führichschule anwesende Kollegen konnten aus den momentan in ihrem Besitz befindlichen Kreuzern den notwendigen Gulden zusammenstellen. Diese traurige Thatsache versetzte uns in eine so heitere Stimmung, daß derselben sofort ein Vorschlag entsprang, welcher aus der Not, wenn auch keine Tugend, so doch einen ausgiebigen Spaß machte.

Freund Karl und ich liehen uns von den Dienern an der Akademie deren leinene, grüne Arbeitskittel aus, setzten ihre Dienstkappen auf, gaben statt mit Schminke mit etwas Ölfarbe unseren Gesichtern ein verändertes, sonnengebräuntes Aussehen, nahmen Tabakspfeifen in den Mund und spedierten so, unkenntlich gemacht, unter dem Halloh der anwesenden Kollegen und Diener bei unserem Abzug das auf eine Tragbahre befestigte Bild in die k. k. Hofburg.

Beim Thor der Akademie in der Annagasse begegneten wir dem Professor Kuppelwieser, der unseren devoten Gruß mit einem vornehmen Kopfnicken und „guten Tag" erwiderte, ohne uns zu erkennen. Ebenso erging es einigen vorüberziehenden Kollegen. Um

die uns königlich amüsierende Situation so viel als möglich auszunützen, setzten wir in einem der Höfe des als Durchhaus viel benützten, alten, nun nicht mehr bestehenden Bürgerspitals, sowie am Josefsplatz unsere Tragbahre auf den Boden, entzündeten unsere Pfeifen neuerdings, unterhielten uns möglichst laut im derbsten Wiener Dialekt und schrieen allen männlichen Passanten der unteren Volksschichten ein: „Servus, Bruader,“ und den jüngeren weiblichen ein: „Servus, liab's Schatzerl“ zu. Schließlich aber galt es, dem „studentischen Ulk“ die Krone aufzusetzen, durch eine gründliche Verblüffung unserer Freunde, der Brüder Wörndle.

Unter dem Eingange in die Hofburg vom Josefsplatz aus führte linker Hand ein langer, dunkler Gang, der noch heute besteht, zur Wohnungsthüre der Familie Wörndle. Vor derselben ließen wir unsere Last stehen und begaben uns direkt in das nächste Wohngemach, wo unser Freund August vor einer Staffelei mit Pinseln und Palette an der Herstellung eines Gemäldes laborierte.

Nachdem wir ihm mit verstellter Stimme den Grund unseres Daseins gemeldet hatten, starrte er uns einige Augenblicke lang so verwundert an, daß wir unser Lachen nicht verbeißen konnten, und nun ging der Spektakel los. Bald war die ganze Familie um uns versammelt und es brauchte einige Zeit, bis die immer aufs neue losbrechenden Stürme der Verwunderung und Heiterkeit sich beruhigten.

Als uns dann die Freunde behilflich waren, das vor der Wohnungsthüre zurückgebliebene Gemälde mit seinem Goldrahmen von der Tragbahre loszubinden, kam einer der Hausdiener, um in dem Gange die Lampen anzuzünden. Er hatte eben unsere Freunde als die ihm wohlbekannten Söhne seines Vorgesetzten ehrerbietigst begrüßt, mich aber und meinen verkleideten Kompagnon kaum eines Blickes gewürdigt, als ich, mich vergessend, plötzlich ausrief: „Du, Wörndle, gieb mir dein Taschenmesser, die Schnur ist hier verknüpft!“ Diese respektlose Ansprache eines Wörndle Edlen von Adelsfried seitens eines gewöhnlichen Packträgers wirkte auf den guten Lampenanzünder wie ein elektrischer Schlag. Mit offenem Munde und aufgerissenen Augen schaute er uns an, und als wir in ein Gelächter ausbrachen, entfernte er sich, unbefriedigt das Haupt schüttelnd über dies unerklärliche Erlebnis.

Freund Schönbrunner aber gelangte nach einigen Tagen durch den Verkauf seines Gemäldes in den Besitz der uns wie ihm imponierenden Summe von baren 400 Gulden und überstrahlte bald darauf, vom Kopf bis zu den Füßen neu und elegant gekleidet, alle seine Freunde; eine Überhebung, welche wir durch gute und schlechte Witze und Karrikaturen zu rächen versuchten.

Mein Freundschaftsbündnis mit August v. Wörndle vermittelte mir übrigens Genüsse, die eine Vervollständigung jener bildeten, welche mir die Litteratur gewährte. Im Zusammenhange mit der amtlichen Stellung seines Vaters verfügte er häufig über Freikarten ins Burgtheater, und so lernte ich kostenlos fast das ganze dramatische Repertoire dieser gefeierten Bühne kennen, und deren hervorragende Kräfte bewundern. Anschütz, Löwe, Fichtner, Wagner, La Roche, Davison und ihre Kolleginnen Rettich, Haizinger, Neumann u. s. w. waren es, welche den von mir unzähligemale gelesenen Dramen Shakespeares, Goethes und Schillers in meisterhafter Weise Gestaltung und Leben verliehen.

Der Besuch dieser hohen Schule der Schauspielkunst und Deklamation förderte und entwickelte meine Neigung und Anlage auch auf diesem Gebiete der Kunst, und bald war ich als brauchbarer und gern gehörter Vorleser bekannt und beliebt, und da ich auch damals über ein ausdauerndes Organ verfügte, so kam es öfters vor, daß ich ein ganzes Drama von „A bis Z", und zwar mit Stimmenwechsel zum Besten gab, oder bei einer der beliebten Vorlesungen, mit „verteilten Rollen", eine oder die andere mehr oder minder glücklich deklamierte. Begreiflicherweise habe ich demzufolge auch bei Theatervorstellungen in Familien- oder Vereinskreisen öfters mitgewirkt, aber ein unüberwindliches „Lampenfieber" vergällte mir stets dieses sonst so anregende Vergnügen.

In der eben erwähnten Wohnung der Familie Wörndle kam damals auch ein Unternehmen der Schüler Führichs zu stande, welches zusammenhing mit der Berufung des jugendlichen Dichters Oskar v. Redwitz an die Wiener Universität als Dozent der Litteraturgeschichte. Derselbe hatte sich durch seine Erstlingsdichtung „Amaranth" die Sympathien aller christlich denkenden und fühlenden Gesellschaftskreise wie im Sturm erobert, wobei seine anziehende, persönliche Erscheinung nicht in letzter Linie mitwirkte. Auch für uns Führich-

Schüler war er der Held des Tages geworden, und trotz der bei den meisten von uns permanent herrschenden Bargeld-Ebbe tauchte doch plötzlich der tollkühne Gedanke auf, dem gefeierten Freiherrn und Dichter zu Ehren ein veritables „Bankett" zu veranstalten. Als wir aber die Details der Ausführung und deren Kosten nüchtern überlegten, wurde uns so unheimlich zu Mute, wie dem großen Napoleon und seinen Marschällen nach dem Brande von Moskau. In kleinmütigster Stimmung waren wir schon im Begriffe, den Rückzug über die Beresina anzutreten, da ward „der Winter unsers Mißvergnügens glorreicher Sommer" durch die opferwillige Hilfsaktion der Familie Wörndle, welche nicht nur ihre Wohnung mit ihrer Küche und Kochkunst dem ideal-realen Unternehmen zur Verfügung stellte, sondern auch die sich ergebende Unzulänglichkeit der von uns aufgebrachten Kosten stillschweigend vervollständigte.

Nebst dem Dichter war auch Meister Führich als Gast anwesend und nach dem Dessert entzückte uns Redwitz durch seine mit jugendlichem Feuer vorgetragenen „Kreuzzug-Lieder", die mit den vorhergegangenen Toasten beim perlenden Schaumwein, unsere anfänglich feierliche Stimmung bald in eine übermütig fröhliche verwandelte. Als aber unser Symposion sich nach dem Abzug der Ehrengäste in eine Art von „Exkneipe" verwandelte und die gewölbten Gemächer der Hofburg von Studentenliedern widerhallten, da wurde dem gutmütigen Vater Wörndle die Sache doch bedenklich, und er atmete erleichtert auf, als wir endlich mit einem nicht genügend gedämpften Rumor die ehrwürdigen Räume der kaiserlichen Pfalz verließen. —

Daß von uns auch Landpartien in die Umgebung Wiens unternommen wurden, ist selbstverständlich. Da man dieselben aber damals, wegen des Mangels an Eisenbahnen oder Tramways, meist durchaus zu Fuß machen mußte, so waren solche Partien oft mit einer ganz bedeutenden Kraftanstrengung verbunden. So erinnere ich mich einer über den Kahlenberg nach Greifenstein gemachten Partie, wo wir angekommen, sofort die Besichtigung des Schlosses vornahmen, dann durch mehrere Stunden in den unbequemsten Stellungen und im Sonnenbrande Naturstudien malten oder zeichneten, und schließlich nach einem höchst frugalen Mahle die Donau entlang

wieder heimkehrten und zwar im Dauerlaufe, um zu konstatieren, in welcher kürzesten Zeit man von Greifenstein nach Wien gelangen könne. Als ich damals zu Hause ankam, war ich so ermüdet, daß ich, auf einen Stuhl mich niederlassend, durch einige Augenblicke das Bewußtsein verlor; aber vor allem lustig und schön waren solche Jugendstreiche trotzdem doch!

Auch Nachtpartien bei sommerlichem Vollmondschein waren sehr beliebt, und da ist besonders eine auf den Kahlenberg mir in der Erinnerung geblieben. Als Zusammenkunftsort für die in den verschiedenen Teilen der Stadt hausenden Partiegenossen war das Glacis vor dem damaligen Schottenthor bestimmt worden, und als Zeitpunkt die zwölfte Nachtstunde. — Jeder Teilnehmer hatte sich mit Brot und sogenannten Frankfurterwürsten zu versehen, und ich hatte es außerdem übernommen, in einer Reisetasche einen großen Topf und kleingehacktes Holz zum Unterzünden mitzubringen.

Der an einem wolkenlosen Abendhimmel aufgehende Vollmond versprach eine herrliche Nacht. Mein Freund Karl Schönbrunner, welcher damals mit mir bei meinen Eltern wohnte, hatte sich nach unserem Nachtessen halbangekleidet auf sein Bett gelegt, und ließ sich von mir durch den Vortrag der „Pathetique-Appassionata- und Pastoral-Sonate" Beethovens einschläfern.

Nach elf Uhr rüttelte ich ihn aus seinem Schlummer und bald befanden wir uns auf dem Weg zum Orte unserer Zusammenkunft. Als wir demselben nahe kamen, ertönten durch die nächtliche Stille von den Türmen die Glockenschläge der Mitternachtsstunde und von vier verschiedenen Seiten her die dröhnenden Schritte unserer Freunde. So schon in der fröhlichsten Stimmung über dies pünktliche Zusammentreffen, zogen wir durch die Währingerstraße dem in der Ferne dämmernden Hügelzuge des Kahlengebirges entgegen.

Als wir Döbling mit seinen mondbeglänzten Landhäusern und seinen von Blumen und Blüten duftenden Gärten durchschritten, ward uns ganz „eichendorffisch" zu Mute. In dieser Stimmung machten wir vor einer uns besonders ansprechenden Villa Halt, und in der sicheren Überzeugung, daß hinter den von weißen Gardinen verhüllten Fenstern irgend eine weibliche Schöne schlummern müsse, stimmte unser Quartett das „Ständchen" von Schubert an, indes

wir anderen andachtsvoll lauschten. — Da regte es sich plötzlich hinter einer der Gardinen, während wir aber in gespannter Erwartung der Erscheinung eines lieblichen Lockenköpfchens entgegenblickten, ward das Fenster geräuschvoll aufgerissen, und ein alter Philister mit einer Zipfelmütze auf dem Kopfe zeterte ingrimmig herunter: „Schauts, daß Ihr weiter kommts, und weckts anständige Leut' nicht aus dem besten Schlaf auf mit Eurem Gewinsel, sonst lass' ich die Hund' los!"

So in schnödester Weise aus unseren romantischen Vorstellungen gerissen, eilten wir lachend und zurückschimpfend unseres Weges weiter. Beim letzten Brunnen im Dorfe Grinzing füllten wir dann unseren Kochtopf mit Wasser und schleppten ihn den Berg hinan.

Auf einer, rings vom Walde umschlossenen Wiese, an der gegen Klosterneuburg sich abdachenden Seite des Kahlenberges, lagerten wir uns und zündeten um den mit Wasser und den Frankfurter Würsten gefüllten Kochtopf ein lustiges Feuer an, das wir emsig nährten mit dürren Ästen und Zweigen, welche wir im stockfinsteren Walde, auf allen Vieren herumkriechend, zusammenklaubten. Nachdem die Würste verzehrt waren, machte ein aus gleichfalls mitgebrachten Weinflaschen gefülltes Glas unter uns die Runde, wobei wir mit jugendlicher Begeisterung und Andacht die geliebten Lieder „Freiheit, die ich meine", „Wer hat dich, du schöner Wald" und „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus" sangen.

So dämmerte der Morgen heran, und wir begaben uns, nachdem wir unser Lagerfeuer mit dem Kochwasser sorgsam gelöscht hatten, zu der noch gegenwärtig erhaltenen uralten Eiche, von deren Fuße aus man den nahen Leopoldsberg mit seinem Kirchlein und den wenigen Mauerresten der ehemaligen Babenbergerburg, sowie das mit dem Silberglanze der Donau geschmückte, schlachtenberühmte Marchfeld überschaut. Ein glühender Wolkenstreif am östlichen Horizont verkündete die Stelle, an welcher die Spenderin und Erhalterin alles irdischen Lebens auftauchen würde. Unsere Sänger beschlossen, diesen Augenblick mit der „Ehre Gottes" von Beethoven feierlich zu begrüßen. Und so geschah es auch.

Doch als unser Freund Andreas Mögele, welcher die erste Baßstimme sang, bei der Stelle: „Wer trägt des Himmels unzählbare Sterne" allein einsetzte, fiel ihm der weitere Text nicht ein

und er wiederholte in seiner Verlegenheit immer rascher die Worte: „Wer trägt — wer trägt — wer trägt — wer trägt", was so komisch wirkte, daß — da vom Erhabenen zum Lächerlichen bekanntlich nur ein Schritt ist — ein schallendes Gelächter losbrach und unsere dem Himmlischen zugewandten Gedanken jählings ins Irdische überschlugen, infolgedessen wir dem nahen Wirtshaus zustürmten und dort Wirt und Kellner aus dem Morgenschlummer lärmten.

Im darauffolgenden Karneval ward von uns ein „großartiger Kostümball" geplant und unter der Patronanz der Familie Mögele in deren Wohnung auch zur Ausführung gebracht. Da galt es nun vor allem, mit den geringsten Kosten nationale oder historische Kostüme herzustellen. Daher wurden fürs erste alle erhältlichen Kostümwerke durchstudiert, dann Entwürfe entworfen, verworfen und wieder entworfen, und endlich nach einer langen, mühseligen und häufig unergiebigen Jagd nach den billigsten und doch passendsten Stoffen wurde, wie zur Zeit der Minnesänger, deren stilgerechter und untadeliger Zusammenhang mildthätigen und opferwilligen Frauenhänden überlassen. Die penibelste und ärgerlichste Arbeit aber ward ihnen von meiner Eitelkeit aufgehalst. Ich hatte mir es nämlich in den Kopf gesetzt, als ritterlicher Held zu erscheinen und meine Beine in eine mit Schuppen besetzte „Unaussprechliche" zu stecken. Zweimal wurden diese zahllosen, aus versilbertem Kartenpapier geschnittenen unglückseligen Schuppen auf eine Trikothose aufgenäht und zweimal abgetrennt, weil sie immer wieder in hartnäckiger Widerborstigkeit sich nach allen Seiten sträubten und meinen so edel geformten Beinen das ruppige Aussehen unförmlicher Vogelbeine gaben.

Ja! auch nachdem sie von den schon ganz verzweifelten Näherinnen zum dritten Male waren aufgenäht worden, blieb ihre Gesamtheit die am wenigsten gelungene Partie meiner — wie ich mir schmeichelte — sonst so ritterlichen Erscheinung. Daß dieselbe durch böswillige Karrikaturen ins Lächerliche gezogen wurde, war zwar, unseren Gepflogenheiten gemäß, vorauszusehen, brachte aber doch mein Selbstgefühl ins Wanken. Besonders verdroß mich jenes Blatt, welches das Unheil versinnbildete, das ich, mit Wehr und Waffen ausgerüstet, in der festlichen Versammlung und deren Umgebung

angerichtet haben sollte, lautete doch die Legende des abscheulichen Pamphlets folgendermaßen:

„Mit Deinen Gerichten
Verschone uns, o Herr!
Vor dem „Jockelheim" in der Rüstung
Beschütze uns, o Herr!"

Das Ganze war aber doch, seinem Gesamtresultat nach, ein uns hochbefriedigendes Unternehmen gewesen, auf das wir noch lange stolz waren.



IV. Neues Leben.

Ein reines Weib, das treu gesellt
Und edler Zucht ergeben
— — — — — — — — — —
Das ist — urteil' ich anders recht
Des Mannes allerhöchstes Glück!
Wolfram v. Eschenbach.

1. „Mit Willen Dein Eigen".

Inschrift am „Ring des Frangipani".

„O Lieb', o Liebe!
So wunderschön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!
Goethe.

Der 24. April 1854, der Vermählungstag unseres Kaisers mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern, wurde auch für mich und mein weiteres Lebensgeschick von Bedeutung, traf ich doch an demselben zum ersten Male mit jenem weiblichen Wesen zusammen, welches durch seine unerschöpfliche und aufopfernde Liebe und Hingebung mein bescheidenes Dasein von da an veredelte und verklärte. Die Vermittlung dieses Glückes aber verdankte ich der Familie des seinerzeit sehr geachteten Malers und Lithographen Leopold Müller, mit welchem meine Eltern schon vor meiner Geburt bekannt und befreundet waren. Der Erstgeborene in der Familie Müller, Leopold Carl, wurde so einer meiner Spiel- und Jugendgenossen und betrat dann gleich mir die künstlerische Laufbahn, auf welcher er sich eine ebenso glänzende als gerechtfertigte Anerkennung erringen sollte.

Unsere gemeinschaftliche Studienzeit an der Akademie gestaltete unseren freundschaftlichen Verkehr noch intensiver, besonders da mich auch die indessen zu jungfräulicher Schönheit und Lieblichkeit herangeblühten drei älteren Schwestern meines Freundes magnetisch anzogen. Ich verbrachte daher viele Stunden in diesem mir mit auf-

richtiger Zuneigung entgegenkommenden Freundeskreis, wobei häufig mit einem solchen Enthusiasmus von einer Cousine, Namens Fanni, gesprochen wurde, daß meine Neugierde, dieselbe persönlich kennen zu lernen, immer reger wurde. Diese Neugierde sollte nun zum



Fanni Hauba.
Als Braut des Autors von demselben gezeichnet 1857.

ersten Male, wenn auch nur flüchtig, gestillt werden am Abende des obenerwähnten Hochzeitstages des Kaisers. In der Gesellschaft meines Freundes Leopold und seiner Schwestern die glänzende Beleuchtung der Stadt besehend und gerade vor der Schottenkirche auf der Freiung angelangt, hörte ich plötzlich eine der Schwestern den Namen „Fanni" rufen; doch kaum hatte ich die so angerufene zierliche Mädchengestalt

näher ins Auge gefaßt, war sie in dem dichten hin- und herwogenden Menschengedränge wieder unseren Blicken entschwunden.

Doch bald sahen wir uns wieder und öfter, und ein, wenn auch noch manchmal unsicheres Gefühl, ließ allmählich die Überzeugung in mir keimen, daß ich die Zuneigung dieses goldenen und allseitig gefeierten und umworbenen Frauenherzens gewonnen hatte. Aber dies sonnige und unerwartete Glück ward durch die trüben Gedanken verdunkelt, welche Uhland zum Ausdruck brachte in den Versen: „Im Vorübereilen grüßen sich mit Blicken voll von Schmerz, die sich fest und ewig schließen möchten an das treue Herz!"

Doch eine für das Töchterlein an Güte und Liebe überströmende und mir vertrauende Mutter machte durch ihre Zustimmung das scheinbar Unmögliche möglich, und ich konnte bald in seliger Gewißheit die Verse Eichendorffs citieren: „Und der Mond, die Sterne sagen's, und in Träumen rauscht's der Hain, und die Nachtigallen schlagen's: Sie ist Deine! Sie ist Dein!"

Von meinen Mitbewerbern um ihre Gunst und Hand sei vor allen anderen der durch seine Begabung wie durch seine späteren Erfolge als Gelehrter vielseitig bekannte Professor M. erwähnt, welcher vor einigen Jahren als Hofrat starb.

Dieser Bekannte aus meiner Kinderzeit und Gymnasialkollege machte mir als Nebenbuhler den Sieg insoferne leicht, als ein unbegreiflicher und allmählich sich steigernder Mißbrauch geistiger Getränke seine eifrige und hartnäckige Bewerbung frühzeitig paralysierte. Was ihn aber bei diesem Bestreben hinderte, sein Ziel zu erreichen, wurde merkwürdigerweise die Veranlassung zu seiner künftigen Bedeutung auf dem Gebiete der Psychiatrie. Die pathologischen Folgen jenes unglückseligen und unwiderstehlichen Hanges bewogen ihn nämlich, aus eigener Initiative Heilung in einer Privat-Irrenanstalt zu suchen. Sein geistvolles, selbstbewußtes Wesen, sowie sein schon erworbenes medizinisches Wissen lenkten die Aufmerksamkeit des damaligen Leiters der Anstalt auf den wiederhergestellten Patienten. Von da an erwarb er sich Stufe um Stufe seine schließlich hervorragende Stellung in der Wissenschaft und Gesellschaft.

Als er und ich, bei unserem Zusammentreffen in der Familie der von uns beiden Umworbenen, die seit der Gymnasialzeit unter-

brochen gewesene Bekanntschaft erneuerten, und er bald mit dem Scharfblick der Eifersucht die für ihn ungünstige Entscheidung herankommen sah, versuchte er, auf das tiefste verletzt in seiner eigenen Wertschätzung und aufrichtigen Neigung, mich mit den verschiedensten Mitteln einzuschüchtern und zum Rückzug zu bewegen. Nachdem ich ihn eines Tages, seiner Einladung Folge leistend, in dem Sezierraume des Allgemeinen Krankenhauses, wo er als Assistent seines Protektors, des berühmten Rokytansky, fungierte, besucht und der Sezierung einer Leiche und seinem Vortrage beigewohnt hatte — begleitete er mich eine Zeit lang auf dem Wege zu der mir bereits Verlobten. Nach einigen fruchtlosen Versuchen, mir den Triumph über ihn zu verleiden, erklärte er endlich, daß das einzige und letzte Mittel, diese Angelegenheit zu entscheiden, nur ein Zweikampf sein könne. Aber meine von einem spöttischen Lächeln begleitete Bemerkung, daß mir dieser Vorschlag nur den Eindruck mache, als ob er vor kurzem die ersten Romane gelesen hätte, führte auch diesen Versuch, mir zu imponieren, „ad absurdum".

Wir sahen uns erst nach einigen Jahren wieder, nachdem auch er geheiratet hatte, und zwar ein vortreffliches Wesen, welches ihm die, seine Karriere immer wieder bedrohende krankhafte Neigung zu betäubenden Stimulantien schließlich siegreich überwinden half. Er war, der Zeit- und Geistesströmung entsprechend, ein sogenannter „Aufgeklärter", trotzdem versicherte er öfter, in der modernen Wissenschaft kein „Axiom" zu kennen, welches den Dogmen der christlichen Weltanschauung widerspräche. Er ist auch meines Wissens, freiwillig versehen mit deren Gnadenmitteln, von diesem Leben geschieden.

Aus der „Sturm- und Drangperiode" unserer Rivalität besitze ich noch eine Anzahl temperament- und talentvoller Gedichte von ihm, welche er der von uns Angebeteten zugeeignet hatte. Selbstverständlich nahm ich auch in diesem Gebiete den Wettstreit mit ihm auf — und, daß dies mit Erfolg geschah, ist begreiflich, da ja bekanntlich die Liebe blind ist.

Einem anderen harmloseren, aber auch gutmütigeren meiner Mitbewerber verdankte ich damals die von mir hocherwünschte Gelegenheit, reiten zu lernen.

Der wackere Mann hieß Mieczkowski, war Haushofmeister

bei einem Grafen Zamoyski und besaß ein eigenes Reitpferd. Wir hatten einigemale in großer Gesellschaft Ausflüge auf dem Kahlenberg unternommen, und zwar, wie es in jener Zeit beliebt war, auf den im Dorfe Grinzing stets bereit stehenden Mietgäulen. Animiert durch das von meiner Seite hiebei bewährte Reittalent, überraschte mich mein Nebenbuhler mit dem Antrage, mich regelrecht reiten zu lehren.

Voll Begeisterung und Dankbarkeit dieser Aufforderung nachkommend, erschien ich schon am nächsten Tage in der Reitschule des Fürsten Liechtenstein in der Herrengasse, dem gegenwärtigen Konzertsaal Bösendorfer. Nicht ohne heimliches Bangen und Herzklopfen betrachtete ich das lebhafte, bei meinem Anblick die Ohren bedeutsam spitzende Tier, das mein nunmehriger Lehrer aus Vorsicht schon eine halbe Stunde lang herumgetummelt hatte. Während es von einem Reitknecht gehalten wurde, erhielt ich die ersten Lektionen im Auf- und Absitzen, und in der Haltung der Zügel, des Körpers und der Beine. Dann wurde mein schon unruhig werdender Renner mit dem Zuruf: „Vorwärts im Schritt!" sich selbst und ich seinem Wohlwollen und meinem Schicksal überlassen. Unter den fortwährenden Kommandorufen: „Kopf in die Höhe! Brust heraus! Oberarme anschließen! Absätze herabdrücken!" ging es eine Zeit lang im Schritt herum, wobei natürlich der Gaul nicht meiner Führung, sondern seinem Gutdünken entsprechend, in der Reitschule herumspazierte. Nach einem kurzen Halt, gewürzt mit halb sarkastischen, halb wohlwollenden Kritiken und Belehrungen, unter welch letzteren mir besonders die Versicherung einleuchtete, daß die beiden Hemigloben, auf denen man sitzt, nicht von Glas sind, erfolgte das Kommando: „Zügel kürzen, Waden leicht andrücken, Trab!" Die mich sehr überraschende Folge meiner Ausführung dieses Befehles aber war, daß mein „Bucephal" sofort im Galopp einsprengte, infolgedessen ich, um mich im Sattel zu erhalten, nicht nur die Schenkel sondern auch die Waden krampfhaft an den Körper des Pferdes preßte, was dann wieder zur Folge hatte, daß der reizbare Vierfüßler aus dem Galopp in die Karrière überging, und so lange in diesem Tempo die Manège durchraste, bis die übrigen Anwesenden ihn an den Zügeln erwischten und anhielten, und zwar ohne daß vorher die Schlußfolge aller bisherigen Folgerungen eintrat; denn

merkwürdigerweise war ich, wenn auch atem-, hut- und steigbügellos, doch fest im Sattel geblieben.

Nachdem das aufgeregte Tier sich wieder beruhigt hatte und ich über meine aufgebrauchten Kräfte neuerdings verfügte, ging es abermals von vorne an, und zwar mit dem gleichen Endresultat.

Damit jedoch war diese erste Unterrichtsstunde glücklich überstanden.

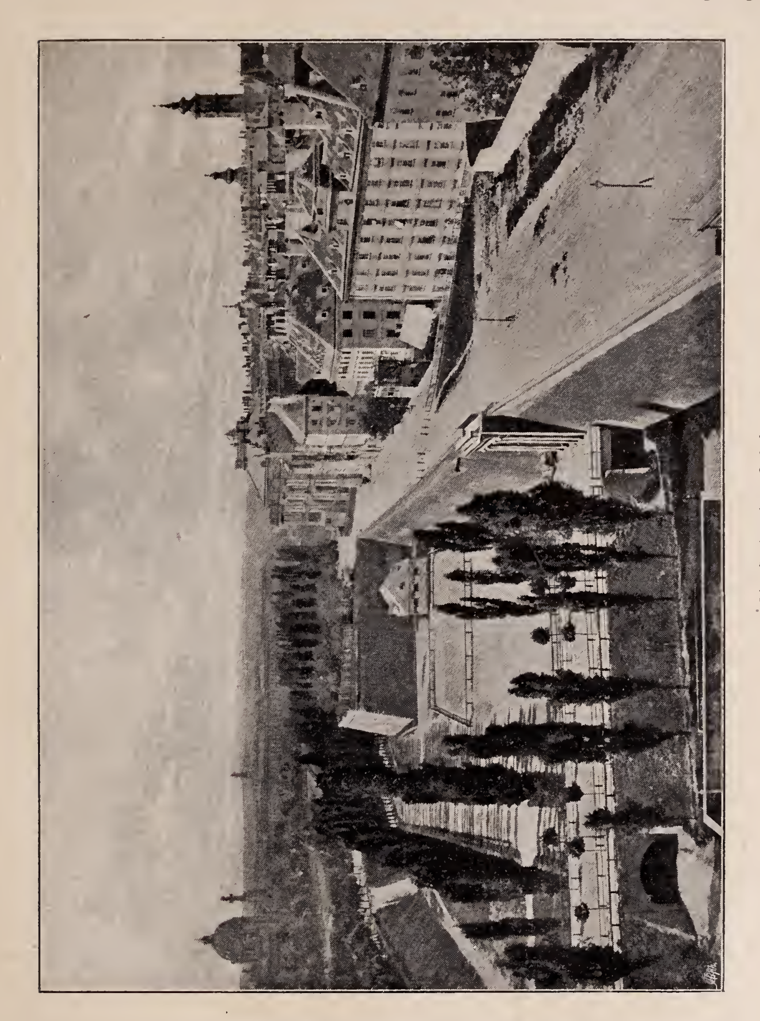
Daß aber die beifälligen „Bravo!“, mit denen ich nach jedem Abschnitt dieses Studiums empfangen worden war, stets von einer sonderbaren Heiterkeit begleitet waren, hatte meiner Eitelkeit nicht ganz zugesagt. — Dies, wie der überaus schmerzliche Zustand, in welchem sich mein ganzer Körper des nächsten Tages befand, kühlte meinen anfänglichen Enthusiasmus für die edle Reitkunst bedeutend ab. — Ja! das so unerwartet liebenswürdige Anerbieten meines sarmatischen Freundes erschien mir plötzlich in einem — man verzeihe mir das harte Wort — „schwarzen“ Lichte. — Sollte er am Ende gar diesen Lehrkursus veranstalten, in der angenehmen Hoffnung, mittelst desselben einem gefährlichen Nebenbuhler die Gelegenheit zu verschaffen, sich den Hals zu brechen?? — „Doch, gleichviel, wie es auch sei, der listige Slave aus dem galizisch-lodomerischen Königreiche soll nicht den Triumph erleben, daß ein Deutscher, und geborener Wiener, vor irgend welchen Gefahren zurückweicht!“ Mit diesem heldenmütigen Entschluß, aber auch mit der stillen Hoffnung, daß mir für diesesmal wegen der unleidlich gewordenen Schmerzen im ganzen Körper die Lektion würde erlassen werden, hinkte ich — bei jedem Schritt ächzend — wieder in die Herrengasse. Da stand auch schon die — zwar nicht „blonde“, sondern braune Bestie, neben seinem, wie mir schien, dämonisch lächelnden Herrn, scharrte ungeduldig im Sande und blickte mich heimtückisch von der Seite an. Es war zum Verzweifeln! Aber ich bezwang mich und brachte scheinbar gelassen meine Bedenken bezüglich der schmerzlichen Gelähmtheit aller meiner Muskelpartien zur Sprache. — „O! Das geht einem Jeden so!“ hieß es, „da giebt es nur ein probates Heilmittel, nämlich wieder reiten!“

Mit der ziemlich sicheren Überzeugung, daß der gewissenlose Pole heute sein Ziel erreichen dürfte, schwang ich mich stöhnend in den Sattel — und richtig, nach wenigen Minuten ging es schon

im Karriere herum, daß ich alle Engel im Himmel und alle Dämonen in der Hölle jubilieren hörte, aber „der Reiter trennte sich nicht von seinem Pferde," wie es in hippischen Kreisen vornehm heißt. Ja, trotz den unerträglichsten Schmerzen und dem Gefühl, jeden Augenblick herunterfliegen zu müssen, verschmähte ich es doch, mich wie ein Sonntagsreiter an Sattel und Mähne anzuklammern. „Nein! lieber eine Leiche als eine Memme!" dachte ich und biß mich in die Lippe, daß sie blutete. So flog ich, wie ein zweiter, nur leider nicht angebundener Mazeppa, zwischen Himmel und Erde herum, bis man mein Marterwerkzeug zum Stillstehen brachte! Traun! Es war in des Wortes verwegenster Bedeutung: eine Roßkur! Aber das Leben und die Braut, wie ich fürchtete, hatte sie mich doch nicht gekostet. Auch im übrigen war die Kur probat, denn die Muskelschmerzen waren schon nach einigen Tagen wie weggeblasen, und da nach dem glorreichen Bestehen dieser Feuerproben selbst mein vierfüßiges Ungeheuer mir nicht mehr imponierte, so machte ich solche Fortschritte, daß bei dem bald darauf eintretenden Frühlingswetter nur mehr im Freien geritten wurde.

Bei diesen Ritten im Freien aber passierte uns folgendes Abenteuer: Mein mit mir sehr zufriedener Lehrer bestieg jeden Nachmittag unseren „Brigliadore", und ritt vom Palais seines Grafen am Josefsplatz, wo er wohnte, an der Augustinerkirche vorbei, über die dort ansteigende Rampe zum Palais Albrecht, von dort hinab auf den äußeren Burgplatz, dann das Burgthor passierend in den Stadtgraben, und längs desselben in die Nähe des ehemaligen „Stubenthors"; dort auf einem großen freien Platz, der häufig von Reitern als Tummelplatz benützt wurde, erwartete ich ihn, um meine Reitübungen fortzusetzen. Einmal nun standen wir beide neben dem Pferde, ohne es am Zügel zu halten, als es plötzlich einen mächtigen Seitensprung machte und „ventre à terre" den Weg, den es sonst hierher kam, zurücklegend, unseren Blicken entschwand. Nach einem Augenblick der Verblüffung machten auch wir uns schleunigst auf den Weg. Mein Freund nach Hause und ich zur Polizeidirektion am Peter, wo mein Vater amtierte, denn dahin, meinten wir, dürfte das reiterlose Tier gebracht werden, wenn es nicht seinen Stall erreichen konnte, sondern früher aufgefangen wurde. Und richtig, als ich den Hof der Polizeidirektion betrat, hielt es dort schon ein Polizist

am Zaum. Ich eilte sofort in das Bureau meines Vaters und beichtete dem mich erstaunt Begrüßenden unser Abenteuer. Mit den Worten: „Hoffentlich hat es kein Unglück zur Folge gehabt“



Die Stubenthor-Bastei.
(Im Bilde links die Karlskirche, rechts von ihr die k. k. technische Hochschule und in der Mitte auf der Bastei das herzoglich Coburgische Palais.)
Nach einer Photographie von Charles Scolik, k. u. k. Hofphotograph in Wien.

läutete er einem Amtsdiener und ließ sich einen näheren Bericht über die Affaire erstatten. — Das Tier war, den ihm bekannten Weg in gestrecktem Galopp zurücklegend und von der Albrechtsrampe herabkommend, auf dem bei der Augustinerkirche beginnenden Steinpflaster

ausgeglitten und gestürzt und wurde so, hundert Schritte von seinem Stalle, von einem zufällig des Weges kommenden Reitknecht aufgefangen und als herrenloses Gut zur Polizei gebracht.

Da es glücklicherweise kein Unheil angerichtet hatte, so wurde uns auch die für „fahrlässige Beaufsichtigung“ festgesetzte Strafe von 10 fl. Konv. Münze vom Vater im Gnadenwege erlassen.

Dieses Ereignis hatte noch ein komisches Nachspiel zur Folge: Als nämlich mein Freund einige Monate später die gräflichen Güter in Galizien bereisen mußte, ließ er das Pferd als verkäuflich in verschiedenen Tagesblättern annoncieren. Eines Tages waren wir eben mit unseren Reitübungen beim Stubenthor beschäftigt, da rollte ein unnummerierter Fiaker heran, dem ein elegant gekleideter dicklicher Herr von unleugbar semitischer Abkunft entstieg; nachdem er sich uns vorgestellt hatte, erklärte er, gekommen zu sein, weil er im gräflichen Palais erfahren habe, wo im Augenblick das käufliche Pferd zu besichtigen wäre. Als die ihm besonders am Herzen liegende Vertrautheit und Frömmigkeit des Tieres durch den Umstand verbürgt wurde, daß ich auf demselben vor kurzem erst reiten gelernt habe — schüttelte er dennoch bedenklich das kahle Haupt mit der bänglichen Bemerkung: „Er habe aber gehört, es sei erst vor kurzem durchgegangen und von der Bastei in den Stadtgraben gesprungen!“

Sichtlich verletzt durch unsere von einem nur mühsam unterdrückten Gelächter begleitete Bemerkung, daß nach einem solchen Ereignis das unglückliche Tier schwerlich so frisch und munter vor uns stehen würde, stieg er, verlegen einige unverständliche Worte murmelnd, wieder in sein Coupé und fuhr davon, während unsere Heiterkeit nun erst zum vollen Ausbruch gelangte.

Bald darauf fand mein vierfüßiges Lehrmittel einen beherzteren Käufer und Liebhaber, und ich mußte von dem mir liebgewordenen Tiere Abschied nehmen. Aber auch mein gutmütiger Nebenbuhler zog von dannen, nachdem er schon früher auf jede weitere Bewerbung verzichtet hatte und — „Roß und Reiter sah ich niemals wieder“.

Von den meisten meiner Bekannten und selbst von einigen Freunden wurde übrigens meine „Reiterei“ mit scheelen Augen angesehen und als ein bedenklicher Hang zu „noblen Passionen“ verurteilt, besonders nachdem mich die liebe Eitelkeit verlockt hatte, einige



Die Schlacht am Wulpensand. Aus dem deutschen Heldengedichte Gudrun.
Entworfen und gezeichnet von W. O. Noltsch 1858.

Male mit Sporen und Reitgerte versehen auf der Akademie zu erscheinen, wo man diese Erscheinung zum willkommenen Anlaß nahm, meinen zeitweilig unregelmäßigen Aufenthalt alldort mit jenen „noblen Passionen“ in einen für meinen Fleiß abfälligen „Kausalnexus“ zu bringen. Über diese und ähnliche Nörgeleien ging ich jedoch in jugendlicher Selbstherrlichkeit zur Tagesordnung über mit dem Gedanken: „Laß Neider neiden, — Laß Hasser hassen, — Was Gott dir giebt, — Das müssen sie dir lassen!“ — und verteilte meine Zeit nach Lust und Laune zwischen den süßen Pflichten eines Verlobten und meinem künstlerischen Schaffen.

Die Perlen aber, welche unsere Verlobungsringe zierten, bedeuteten nur allzu bald bittere Thränen, Thränen, die am Grabe derjenigen flossen, der wir die Vollendung unseres Glückes verdankten. Ihre letzten Worte waren: „Kinder, heiratet bald!“

Ich arbeitete damals an einer in Kohle und Kreide ausgeführten Komposition mit zahlreichen lebensgroßen Figuren, darstellend „Die Schlacht am Wulpensande“ aus dem deutschen Heldengedichte „Gudrun“. Es war dies meine letzte und zwar preisgekrönte Arbeit als Schüler der Akademie. — Außer den an ihr verbrachten Stunden und einigen anderen, in denen ich mich schon als Lehrer meiner Kunst versuchte, blieb ich Freunden und Bekannten unsichtbar, weil gänzlich in Anspruch genommen von der Erfüllung jener oberwähnten „süßen Pflichten“. — Meine Braut hatte nach dem Tode ihrer Mutter, der nur um ein Jahr später als der des Vaters erfolgte, mit ihrem einige Jahre jüngeren Bruder Gustav, der eben auf die Universität kam, um Jurisprudenz zu studieren, eine Wohnung in der Josefstadt bezogen und führte so ihren eigenen, von aller Welt unabhängigen Haushalt. — Es waren glückliche Zeiten, die ich als geliebter und meist einziger Gast in diesem bescheidenen Heim verlebte, und zwar jeden Abend und Sonntags vom Mittagstische an. — Mit gemeinsamer Lektüre, vierhändigem Klavierspiel und dem so wenig und doch so viel sagenden Geplauder und Gekose zweier Liebenden ausgefüllt, flogen die Stunden wie in einem alles Trübe und Lästige ausschließenden Traum vorüber.

Die sympathische Erscheinung meiner Verlobten und noch mehr ihr sanftes, liebevolles Wesen, wie ihr feinfühliges und taktvolles Benehmen, hatte bald auch die Herzen meiner Eltern und Geschwister,

wie aller meiner Freunde, sich erobert. Selbst mein guter, aber sonst nicht sehr sentimentaler Bruder Hermann apostrophierte sie einmal in einem Briefe, als „Engel unter Tausenden von Weibern".



2. Karnevalscherze und Maifahrten.

„Gaudeamus igitur
Juvenes dum summus!"
Studentenlied.

Unser von der Welt abgeschiedenes, nur uns selbst gewidmetes Dasein ward bloß unterbrochen durch Besuche, die wir bei den Familien Führich oder Mögele machten, welch letztere noch immer einen großen Teil der Mitglieder der Führich-Schule bei sich versammelte, besonders wenn es galt, irgend ein heiteres Unternehmen durchzuführen. Gelegentlich eines solchen Faschingscherzes, bei welchem der Kern der Unterhaltung ein von Andreas Mögele verfaßtes, seinem Bruder Franz vertontes und von einigen Führich-Schülern aufgeführtes Singspiel bildete, ward auch eine harmlose, aber für die Eingeweihten höchst unterhaltliche Intrigue durchgeführt.

Zwischen einem meiner Freunde und einem, unseren engsten Freundeskreisen angehörenden Mädchen hatte sich ein kleiner Liebesroman entsponnen, dessen Fäden aber die rauhe Wirklichkeit nur zu bald wieder rücksichtslos zerriß. Um dem Betreffenden das heiß ersehnte Wiedersehen der seit zwei Jahren ihm entrückten Freundin, und zwar ungeahnt von ihr, zu ermöglichen, wurden im Zusammenhange mit dem oben erwähnten Unterhaltungsabend folgende Machinationen von mir und einem bei dem Singspiel mitwirkenden Freunde in Scene gesetzt.

Der letztere, ein unter uns sehr beliebter, aber etwas excentrischer Genosse, verkehrte, wie wir wußten, als Künstler und Lehrer auch in aristokratischen Kreisen, was Veranlassung gab, daß wir ihm halb im Scherz, halb im Ernste zumuteten, in allerhand romantischen und romanhaften Verhältnissen verwickelt zu sein. Da er aber auch ein Schalk war, so machte es ihm Spaß, diese Vermutungen und Andeutungen durch geheimnisvolles Achselzucken oder verlegenes Betroffenscheinen eher zu bestätigen als abzuleugnen.

Diese der Ausführung unseres Planes günstige Sachlage benützend, teilte er einige Zeit vor dem erwähnten Abende unserem Freunde Andreas Mögele im Vertrauen mit, daß eine von ihm sehr verehrte Dame den Wunsch habe, an dem projektierten heiteren Künstlerfeste teilzunehmen, nur müsse sie dabei gewisser Verhältnisse halber unerkannt bleiben und daher, die Freiheit des Karnevals in Anspruch nehmend, maskiert erscheinen können. Von der Romantik und Pikanterie dieses ungewöhnlichen Intermezzos angezogen, von Neugierde geplagt, sowie der Faschingslaune entsprechend, wurde nach einigem Bedenken dem bizzaren, aber in gewisser Beziehung doch auch schmeichelhaften Wunsche nachgegeben, besonders da man munkelte, daß möglicherweise eine veritable „Prinzessin" hinter jener Maske stecken könnte.

Nach diesem ersten Erfolge galt es, unseren auf jenes geheime Wiedersehen lüsternen Freund, durch eine passende Toilette so annähernd als möglich in eine Dame zu verwandeln. Diese keineswegs leichte Aufgabe übernahm meine, für jeden guten Scherz zugängliche Braut. Nach mannigfaltigen, durch immer wiederkehrende Heiterkeitsausbrüche verzögerten Versuchen und Proben, trippelte endlich der zwar nicht große, aber ziemlich untersetzte Freund in einen eleganten Seidendomino gehüllt und durch eine schwarze Sammtmaske unkenntlich gemacht, fächerfächelnd vor dem großen Toilettespiegel meiner Verlobten selbstgefällig hin und her. Er machte sich auch wirklich gar nicht übel, nur betreffs seiner unerwünscht großen Hände und Füße gab es kein Rimedium — das einzige, halbwegs genügende war, ihr größtmöglichstes Verborgenbleiben anzustreben.

Unserer Verabredung gemäß waren an dem, alle Gemüter aufregenden Abend, meine Braut und ich schon frühzeitig zur Stelle, um etwaigen ungünstigen Eventualitäten zu begegnen und den Empfang des geheimnisvollen Gastes unauffällig zu leiten und vorzubereiten. Mein Vorschlag, die betreffende Dame zwischen meine Braut und mich zu setzen, wurde arglos angenommen, und zwar schon deshalb, weil meine Braut geläufig französisch parlierte und so der vermutlichen Prinzessin (wir gaben es bereits nicht mehr billiger) die Möglichkeit geboten war, sich dieses vornehmen Verständigungsmittels zu bedienen. — Schon waren fast alle eingeladenen Gäste versammelt und besprachen in lebhafter Weise das sie

erwartende außerordentliche Ereignis. Schon stimmten die Musikanten des kleinen Orchesters ihre Instrumente — da versetzte das dumpfe Rollen eines ankommenden Wagens die ganze Gesellschaft auf den Gipfel ihrer Neugierde, und jetzt rauschte auch am Arme ihres Ritters die mit solcher Spannung Erwartete in die Versammlung. — Bonaventura Emler als Verlobter der Tochter des Hauses die „Honneurs" machend, empfing die Geheimnisvolle an der Schwelle und, sich tief verneigend, drückte er ahnungslos einen ehrfurchtsvollen Kuß auf die behandschuhte Hand nicht einer Prinzessin, wie er vermutete (und ich konnte bei diesem Anblick meiner Lachlust kaum Herr werden), sondern auf die eines Freundes und Kunstkollegen, mit dem er noch dazu gerade damals auf „gespanntem Fuße" stand.

Das bei diesem feierlichen Momente eingetretene Schweigen verwandelte sich nach und nach in ein halblautes Gemurmel, währenddessen die mysteriöse Dame die achtungsvollen Verneigungen, besonders der Herren, mit einem leichten, vornehmen Kopfnicken erwidernd, den für sie bestimmten Platz einnahm. Einige Augenblicke später begann das musikalische Vorspiel der burlesken Aufführung, welche aber sehr zu leiden hatte unter der hartnäckigen Aufmerksamkeit, mit welcher besonders die anwesenden Damen jedes Detail der Toilette und jede Bewegung der maskierten Erscheinung einer kritischen Musterung unterzogen; indes diese mit scheinbarer Gelassenheit herumblickend, ihren Fächer kokett handhabte, oder mit demselben, diskreten Beifall spendend, in die linke Hand klopfte.

Mitten in einer solchen allgemeinen Beifallskundgebung aber vernahm ich mit geheimem Gruseln plötzlich die mir wohlbekannte Stimme eines vorlauten Backfischchens aus unserem Freundeskreise, welches im schneidigsten Wiener Dialekt deutlich hörbar ausrief: „Hat die aber große Händ' und Füß'!" Unwillkürlich starrte auch ich nach den so abfällig beurteilten Objekten, die in verräterischer Hast so weit als möglich zu verschwinden strebten, was nur den Piedestalen und der einen Hand gelang, während die andere wegen des Fächers wenigstens zum Teil sichtbar bleiben mußte. Von da an erfüllte ein mir immer unheimlicher werdendes Geflüster und Gekicher den Zuschauerraum, und jetzt — mir trat der kalte Angstschweiß auf die Stirne — rief der nicht zu bändigende, fatale Backfisch ganz ungeniert und laut: „Das ist ein Mann! Das ist ein

Mann! Laßt Euch nicht zum Narren halten! Dem kecken Menschen reiße ich die Larve herunter!" „Unterstehen Sie sich nicht, Fräulein Betti! sonst weh Ihnen!" hörte ich jetzt den vor Zorn und Aufregung krähenden Tenor unseres Mitverschworenen, der seine



Bonaventura Emler. Geb. 1831, gest. 1862.
Gezeichnet von Carl Engelbrecht in Rom 1858.

Rolle auf der Bühne ausgespielt hatte und wieder die des galanten Ritters übernahm.

Zum Glück fiel in diesem Augenblicke unter Beifallklatschen der Vorhang und, diesen Rumor rasch benützend, geleiteten ich und ihr Ritter die sichtlich aufgeregte Dame zum Wagen, eskortiert von unserem Freunde Emler, der seine Würde nicht vergaß und mit einem nochmaligen Handkuß sich von der, eine Art Dank flüsternden Sphynx verabschiedete.

Als er und ich in die Gesellschaft zurückkehrten, fanden wir sie in eine tumultuöse Debatte verwickelt: „Es war ein Mann!" „No natürlich!" „Aber nein!" „aber ja!" „Keine Dame hat solche Hände und Füße!" „Nun, und ihre Toilette? War die nicht

tadellos!" „Und das feine Benehmen," so schrieen Männlein und Weiblein heftig gestikulierend durcheinander, und selbst der Machtspruch des sich durch die Art seiner Begrüßung für verantwortlich haltenden Bonaventura: „daß es unbedingt eine den höheren Gesellschaftskreisen angehörende Dame war," konnte den Zwist nicht endgültig beilegen. Und — er blieb auch viele Jahre hindurch unentschieden, da wir vier, als die einzig „Wissenden", uns noch lange vorsichtig hüteten, den wahren Thatbestand zu publizieren — aber unseren Zweck hatten wir erreicht, der nach einem Wiedersehen schmachtende Freund hatte seine Lust gebüßt, und wir anderen uns trotz aller Aufregung köstlich amüsiert.

In jene Zeit fällt auch meine mehrmalige Teilnahme an den bekannten „Künstler-Maifahrten" auf den Kahlenberg, und zwar als Mitwirkender, indem ich einige Male die Rolle des „Sprechers" und einmal die des „Maiglöckchens" übernahm, wodurch die Erscheinung des letzteren die eines recht gesunden und kräftigen Blümchens war.

Diese Maifahrten waren, bevor sie wegen der von Jahr zu Jahr anwachsenden Beteiligung der unteren Volksschichten aus den Vororten Lerchenfeld, Währing u. s. w. aufgegeben werden mußten, ebenso poetische als malerische, wie auch höchst fröhliche Unternehmungen. Sie wurden von der fast alle bildenden Künstler Wiens damals umfassenden „Albrecht Dürer-Gesellschaft" dem Andenken des großen deutschen Künstlers zu Ehren eingeführt.

Zwei dem Beamtenstande angehörende Mitglieder derselben, Namens Grandjean und Dr. Strehmaier, verfaßten das jeweilige dramatische Festspiel, in welchem stets der „König Mai", sowie dessen „Hofnarr April" und ein „Sprecher" die Hauptrollen waren, von denen der König durch viele Jahre vom Maler Rudolf Alt und sein Hofnarr vom Architekten Josef Storck dargestellt wurden, wobei der erstere durch sein würdevolles Pathos und der letztere durch seinen schneidigen Humor brillierte. Um dieselben gruppierten sich jedesmal noch eine Anzahl Nebenrollen, unter welchen einmal die des Sancho Pansa von dem Schlachtenmaler Fritz L'Allemand in geradezu unübertrefflicher Weise durchgeführt wurde. Die Komparserie bestand meist aus Landsknechten, Zigeunern und sonstigem malerischen Gesindel.

Man versammelte sich gewöhnlich im Dorfe Grinzing, und von dort bewegte sich dann der bunte Zug zu Pferde und zu Fuß, unter Trompeten-, Pfeifen- und Trommelklang, und von einer großen Zahl unkostümierter Herren und Damen begleitet, die waldigen Höhen hinan, bis auf die sogenannte Agnes- oder Maiwiese des Hermannskogels, wo der König Mai und sein Hofstaat ihn erwartete. Nachdem hier die Hauptszenen des Festspieles zur Darstellung gelangt waren, und man sich mit kalten Speisen und schäumendem Gerstensaft gestärkt hatte, ging es über die Höhe des „Vogelsangs" auf den Kahlenberg, wo man nach einer kurzen Festrede, in dem dort errichteten Denkstein die eben geltende Jahreszahl einmeißelte. — Dann wurde in dem, einen herrlichen Ausblick auf Wien und seine Umgebung darbietenden Speisesaal des dortigen Gasthauses ein fröhliches Mahl eingenommen und zum Schlusse mit unzähligen gefüllten Maiweingläsern, die der milde König Mai persönlich kredenzte, immer wieder angestoßen, toastiert und Bruderschaften getrunken. Auf dem Platze vor der Kirche aber war meist eine Anzahl Jahrmarktsbuden errichtet, in denen die unglaublichsten wilden Tiere und die tollsten „G'schnas"-Kuriositäten zu schauen waren. Ein Feuerwerk mit Böllerschüssen, dem manchmal noch ein Tänzchen im „Krapfenwaldl" folgte, beschloß den in echt künstlerischer und wienerischer Weise verbrachten Tag. An einem solchen Feste war es auch, daß der damalige Kunstreferent im Unterrichtsministerium, Graf Franz Thun, meinem Jugendfreunde Emler, der, als „Dante" gekleidet, in seinem hochroten Talar mit langer Kapuze prächtig aussah — gratulierend als erster die Kunde mitteilte, daß ihm das große Reisestipendium für einen dreijährigen Aufenthalt in Rom verliehen wurde. Eine Kunde, welche, rasch verbreitet, noch manches mit Maiwein gefüllte Glas erklingen und leer werden ließ.

Ein anderesmal ereignete sich folgendes lustige Geschichtchen: Der König Mai und sein Hofnarr April hatten sich schon am Abend vor dem Feste auf den Kahlenberg begeben und dort übernachtet. — Frühmorgens spazierten sie, bereits im Kostüm, auf die Maiwiese, um dort den Festzug in Muße zu erwarten. Als die Leute, welche daselbst am Waldrande auf einer teppichbedeckten Estrade den Thron für den König und die Sitze für sein Gefolge errichtet hatten, abgezogen waren, setzten sich der König, mit Krone und

Purpurmantel angethan, auf seinen baldachingeschmückten, goldenen Thron, und der Narr in schellenverzierter Gewandung und Kappe auf die Stufen der Estrade und lauschten schweigend und rauchend dem mannigfaltigen Morgengesang der Vögel.

Nach einer kleinen Weile bemerkten sie, wie ein von „Weidling am Bach" durch den Wald heraufgekommenes Bäuerlein die sonnenbeglänzte Wiese betrat, um quer über dieselbe hinweg nach Grinzing oder Sievering zu wandern. Mit nachdenklich gesenktem Haupt einherschreitend, erhob er plötzlich wie geblendet den Blick und starrte mit offenem Munde die beiden, ihn regungslos betrachtenden phantastischen Gestalten an, und als der König ihm majestätisch mit dem Szepter winkte, den Weg fortzusetzen, und der Narr unter Schellengeklingel in ein schrilles Gelächter ausbrach, eilte der Fassungslose mit abgezogenem Hute und scheuen Seitenblicken sich bekreuzend, an ihnen vorüber und davon. Jedenfalls brachte er diese ihm ganz unbegreifliche Erscheinung mit dem in der Nähe befindlichen, sagenumwobenen, sogenannten „Agnesbrünndl" in eine mehr oder weniger geheimnisvolle Verbindung.



3. „O Venezia benedetta!"

Venedig liegt nur noch im Land der Träume
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen!
Platen.

„O Venezia benedetta
Non te vogio mai lassar!"
Venezianisches Volkslied.

Im Frühjahr 1858, vier Jahre nach unserer ersten Begegnung, standen meine Braut und ich am Altar der Piaristenkirche in der Josefstadt, die ich, als Gymnasiast der Schulmesse beiwohnend, so oft betreten hatte, und sprachen vor dem von mir hochverehrten väterlichen Freunde und Priester Florian Thaler das uns für immer verbindende „Ja!"

Hiermit gingen wir, von einigen beglückwünscht, von manchen beneidet, aber unter bedenklichem Kopfschütteln der meisten in jugendlicher Lebensfreudigkeit und Zuversicht unserem gemeinsamen Schicksal entgegen, waren wir doch vorderhand der Sorgen für die Bedürf-

nisse des materiellen Lebens enthoben durch die Interessen eines bescheidenen Kapitals, welches die gütige Mutter nach jahrelanger rastloser Thätigkeit erworben und der geliebten Tochter als „Notpfennig“ hinterlassen hatte.

Ein Jahr vor unserer Verheiratung, im Sommer 1857, kam einer meiner besten Freunde, der schon einmal in diesen Erinnerungen erwähnte Maler Heinrich Reinhart von Venedig nach Wien auf Besuch. Er hatte vor einigen Jahren wegen eines drohenden Lungenleidens unsere gemeinschaftliche Vaterstadt verlassen und sich in Venedig eingebürgert. Bald nach seinem Wiedererscheinen in Wien begaben wir uns gemeinschaftlich zu meiner Braut, die den bewährten Freund ihres Verlobten mit offenen Armen empfing. Wir verbrachten mit dem gänzlich Hergestellten und an Liebenswürdigkeiten und guter Laune sich Überbietenden eine Anzahl fröhlicher Tage. Ihr bedeutsamstes Resultat aber war das ihm bei seinem Abschied von uns gegebene Versprechen, nach unserer Verheiratung, die längstens in einem Jahre stattfinden sollte, gleichfalls für längere Zeit nach Venedig zu übersiedeln. Dieses Versprechen erfüllten wir auch, obschon meinen guten Eltern die Trennung von ihrem Erstgeborenen und ihrer geliebten Schwiegertochter recht schwer wurde, besonders da eine Wiederkehr nicht so bald zu erwarten war.

Im August 1858 trafen meine Frau und ich in Venedig ein.

Wir hatten auf der Reise dahin die Adelsberger Grotte besucht und uns einen Tag in Triest aufgehalten. Als wir dort noch spät abends in stiller Seligkeit, Arm in Arm herumspazierend, über den Obstmarkt kamen, kauften wir in der Freude unseres Herzens eine riesige Wassermelone. Kaum waren wir aber in deren Besitze, so fragten wir uns: „Was nun?“ „In unser elegantes Hotel,“ meinte meine Frau, „können wir keinesfalls mit diesem Ungeheuer belastet zurückkehren.“ Während wir so, uns gegenseitig auslachend, ratlos dastanden, erblickte ich einen zerlumpten Gassenjungen, der Obstabfälle vom Boden auflas. Ich rief ihn herbei und übergab ihm mit den Worten: „Ecco! un regalo per te, prendilo!“ die Riesenfrucht. Er schaute uns erst einen Augenblick sprachlos an, dann das unerwartete und in seinen Augen großartige Geschenk mit beiden Armen festhaltend, sprang er, „grazie mille, mille grazie!“ schreiend, mit demselben davon, und wir kehrten ins Hotel zurück,

mit der Überzeugung, daß Triest an diesem Abend außer uns jedenfalls noch einen Glücklichen in seinen Mauern beherbergte.

Als wir des andern Tages den um Mitternacht von Triest nach Venedig abgehenden Lloyddampfer bestiegen, verkündete das dumpfe Rauschen des Meeres, sowie der wolkenbedeckte Himmel, den nur dann und wann ein fahles Wetterleuchten erhellte, eine möglicherweise nicht ganz glatt verlaufende Überfahrt. Dennoch sahen sowohl meine Frau wie ich dieser Möglichkeit nur wie einem interessanten Ereignis entgegen, und zwar meine Frau, weil sie zum erstenmal eine Meerfahrt unternahm und das, was man „Seekrankheit“ nennt, nur vom Hörensagen kannte und ihr außerdem eine von uns vormittags unternommene Bootfahrt, bei welcher wir zehn Minuten lang tüchtig geschaukelt wurden, nur Vergnügen bereitet hatte. In Anbetracht dessen wurde sie auch scherzweise als „see- und wetterfest“ erklärt von dem mir befreundeten österreichischen Marineoffizier, welcher uns in jenem Boote zu dem von ihm kommandierten Kriegsschiffe hatte bringen lassen, um es zu besichtigen. Was aber mich betraf, so hielt ich das „see- und wetterfest“ für ein mir mit Recht gebührendes „Epitheton“, hatte ich doch schon im vergangenen Jahre die zweimalige Seefahrt zwischen Triest und Venedig glorreich bestanden. Freilich war damals bei der Hinfahrt das Meer so spiegelglatt gewesen, wie der Laxenburger Teich an einem windstillen Sommernachmittag, und die „Maretta“ auf der Rückfahrt hatte ich dadurch glücklich überwunden, daß ich bei dem ersten bedenklichen „Rollen und Stampfen“ des Dampfers mich vorsichtig in meinen Plaid gehüllt, auf dem Verdeck der Länge nach hinstreckte und kein Glied rührte, bis die Dampfpfeife das Einlaufen in den Hafen von Triest verkündete.

Durch diese fraglichen Erfolge kühn gemacht, empfahl ich diesmal zwar meiner Frau das zuletzt genannte Verfahren, ich selbst aber spazierte, als unser Schiff die schäumenden Wellen zu durchschneiden begann, mit echt seemännisch gespreizten Beinen und selbstbewußt eine Cigarre rauchend, auf dem Verdeck herum, obschon mir ein noch im Hotel eingenommenes, lederzähes Rostbeaf bedenklich schwer im Magen lag.

Trotzdem musterte ich vorderhand noch einen an unserer Steuerbordseite vorüberrauschenden und uns bald überholenden

Kriegsdampfer, soweit es die nächtliche Dunkelheit erlaubte, mit den Blicken eines erfahrenen Seemannes. Wußte ich doch infolge meiner Bekanntschaft mit Marineoffizieren und durch ein eifriges Studium der Seeromane von Marryat und Cooper, trefflich zu schwatzen über „Luv und Lee“, „Lavieren und Beilegen“, über Bugspriet, Besahn, Fock und Hauptmast, mit ihren Stengen und Spieren, Wanten, Halsen und Stagen &c. &c.

Da mitten im Vollgefühle meiner nautischen Kenntnisse und unzweifelhaften Seetüchtigkeit, erfaßte das Innere meines mit den Bewegungen des Schiffes hin und herschwankenden Körpers plötzlich ein unsagbar entnervendes, nach oben und außen drängendes „Etwas“. Von einer unheimlichen Ahnung ergriffen, übergab ich die erst halbgerauchte Havanna der höhnisch aufschäumenden Salzflut, als vorläufiges Opfer und beeilte mich den nächsten, mit einem leichtgewölbten Holzdeckel versehenen Oberlichtkasten zu erreichen, um mich schleunigst in eine annähernd horizontale Lage zu versetzen. Auf dem hinter mir befindlichen, ebenso primitiven Pfühl, lag schon, auf und abgeschaukelt meine Frau und frug, meine veränderte Position bemerkend, mit scheinbar heiterem und doch seltsam gepreßtem Ton: „Wird Dir auch schon übel?“ — „O,“ erwiderte ich mit unsicherer Stimme, „mir ist noch ganz gut — doch wie geht es denn Dir?“ „Nun,“ seufzte sie sanft, „ich ergebe mich, in mein Schicksal.“ Als ich mich bald darauf aufrichten wollte, um ihr Verlangen nach einem Glase Limonade durch das Aufsuchen des Kellners zu befriedigen, sank ich sofort, von einem alles in mir umdrehenden Schwindel ergriffen, wieder auf mein Lager zurück und begnügte mich, den Betreffenden durch den fortgesetzten Jammerruf: „Cameriere, Cameriere!“ herbeizurufen. Der Edle erschien auch, aber der dann von ihm überbrachte Labetrunk wurde bald darauf vom Schiffsjungen wieder über Bord gefegt.

Die Bewegungen des Schiffes bewirkten übrigens auch, daß ich in einem qualvollen Halbschlummer das beunruhigende Gefühl hatte, auf einer unaufhörlich sich drehenden Rolle zu liegen, was eine geradezu scheußliche Empfindung war.

Endlich dämmerte der Morgen heran und ich hatte mich, standhaft kämpfend, noch immer nicht, gleich meiner nachgiebigeren Frau, dem „Schicksal ergeben“. Schon fühlte ich mich als Sieger und er-

hob mich von meiner Walze, da — beim ersten Strahl der eben aufgehenden Sonne und im Angesicht von ganz Venedig, das über dem Lido herübergrüßte, gerade bei der letzten Schwankung des in die Einfahrt von „San Nicolo" abschwenkenden Schiffes, taumelte ich an die Bordwand und — das Unabwendbare war geschehen.

Bald darauf wurden wir von unserem Freunde Reinhart freudigst begrüßt und in einer Gondel nach dem neuen Heim begleitet, das er für uns ausgesucht und gemietet hatte.

Es war ein ganzes Stockwerk in einem kleinen Palazzo in der Nähe der Kirche „Madonna del orto" und dicht neben dem Palazzo „Spada" gelegen, wo unser Freund bei den Verwandten seiner Verlobten, einer geborenen Venezianerin, wohnte, mit welcher er einige Tage nach unserer Ankunft seine Vermählung feierte, an der ich als Zeuge teilnahm.

Bis zum Eintreffen unserer Hauseinrichtung blieben wir ihre Gäste und führten dann eine Art von gemeinschaftlichem Haushalt insoferne, als bei uns gekocht und zu Mittag gespeist wurde. Um den Verkehr zwischen den beiden, nur durch ein schmales Gäßchen getrennten Häusern abzukürzen, hatten wir zwei in jenem Gäßchen sich gegenüberliegende Fenster unserer Wohnungen mit einer Art von hölzerner Brücke verbunden.

Nachdem wir so glücklich und bequem installiert waren, ward bald der Beschluß gefaßt, noch einige der heißen Augusttage gemeinschaftlich im nahen friaulischen Hochgebirge zu verleben.

Von dem mit Reinhart befreundeten Maler Stöckler begleitet, schlugen wir in einem nicht weit von dem Städtchen Serravalle gelegenen Gasthause unser Hauptquartier auf, von dem aus wir verschiedene Ausflüge unternahmen.

Bei einem solchen Ausflug passierte mir mein erstes Abenteuer in Italien, dessen Vorgeschichte aber noch in Wien sich abspielte.

Ich hatte kurz vor meinem Hochzeitstag, im Hinblick auf den bevorstehenden Aufenthalt in der flutumrauschten Lagunenstadt, mich entschlossen, noch in aller Eile schwimmen zu lernen. Daher war ich täglich und pünktlich um sechs Uhr morgens in der damaligen Militärschwimmschule, wo mich ein alter ehemaliger Feldwebel Namens Tomko in alle Einzelheiten der edlen Schwimmkunst einweihte. Am Morgen meines Hochzeitstages blieb ich natürlich

aus, und so entspann sich bei meinem Wiedererscheinen folgender Dialog: „No, wo war denn der junge Herr gestern, daß wir nicht die Ehre gehabt haben?“ Ich: „Ja, entschuldigen Sie, Herr Tomko, aber gestern war ich dringend verhindert, zu kommen.“ Er: „Das wird weiter was Besonderes gewesen sein.“ Ich: „Etwas ganz Besonderes, das einem nicht alle Tage passiert.“ Er: „Was war



Heinrich Reinhart.
Nach einer im Jahre 1856 angefertigten Photographie.

denn dann das?“ Ich: „Geheiratet hab' ich.“ Er: „Was, g'heirath' hab'n Sie? Das glaub i net.“ Als ich ihm aber zur Bestätigung meinen Ehering zeigte, brummte er spöttisch, mich zum Trambolin schiebend: „No, dann springen S' halt noch amal ins Wasser 'nein!“

Als Lehrer war er aber sehr zufrieden mit mir, denn schon in der vierzehnten Lektion legte ich die sogenannte „Probe“ ab, indem ich viermal um die Schwimmschule herumschwamm, und wurde daher als „ausgelernt“ entlassen. Von dieser Stunde an war ich ein passionierter Schwimmer, aber in dem ganzen Zeitraum zwischen jener Probe und dem Aufenthalt bei Serravalle hatte sich, außer bei einigen Seebädern am Lido, keine Gelegenheit mehr ergeben,

um meine jugendliche Kraft und Fertigkeit im Schwimmen durch eine außergewöhnliche Leistung zu erproben. An einem der erwähnten Ausflüge nun kamen wir auch zu dem nordwestlich von Serravalle zwischen mächtigen Bergen und neben der kleinen Ortschaft „St. Maria di Lago" gelegenen, ziemlich großen See, „Lago di Lago" genannt und hier fand ich endlich den bisher vermißten Anlaß zu einer ausgiebigen Schwimmpartie.

Während die beiden Freunde Reinhart und Stöckler ihre mitgebrachten Malutensilien zur Hand nahmen, um den See, in dem sich der felsige „Cansiglio" spiegelte, abzukonterfeien, und die Frauen mit Handarbeiten auf dem rasigen Ufer Platz nahmen, entkleidete ich mich in einem Gebüsch und schwamm in den See hinaus, unter dem Verwunderungsgeschrei einer Menge von Kindern aus dem nahen Orte Santa Maria di Lago, die um einige am Ufer Wäsche haltende Weiber spielend versammelt waren. Nachdem ich, wie mir schien, die Mitte des Sees, und zwar ohne besondere Anstrengung, erreicht hatte, beschloß ich, ihn ganz zu durchqueren, um nach einer kurzen Rast am anderen Ufer, wieder schwimmend zurückzukehren. Aber er war viel breiter, als ich vermutet hatte, und als ich mich dem jenseitigen Strande näherte, entdeckte ich, daß er dicht mit Schilf bewachsen war. Ich legte mich daher einen Augenblick lang auf den Rücken, um auszuruhen, und begab mich dann auf den Heimweg. Die Sonne war indessen dem Horizonte schon bedenklich näher gerückt, auch hörte ich von meiner Abgangstelle her zwar noch Geschrei, aber die Entfernung war zu groß und meine Lage zu tief, um die dort Zurückgebliebenen entdecken zu können. Bald begann mich auch etwas zu frösteln und mir meine nicht ganz gefahrlose Situation einzuleuchten, denn wenn mich irgend ein Unwohlsein überfiel oder ich meine Kräfte überschätzt hatte, so war ich zweifellos verloren. Zum Glück verleiteten mich diese plötzlich auftauchenden Gedanken nicht zu einem gefährlichen Überhasten und daher vorzeitigen Verbrauch meiner Kräfte.

In ausgreifendem, aber gleichmäßig ruhigem Tempo schwamm ich weiter und weiter und erreichte so schließlich ohne Erschöpfung das Gebüsch am Ufer, in dem ich meine Kleider zurückgelassen hatte. Nachdem ich wieder angekleidet war, begab ich mich, frohgemut und stolz auf meine Leistung, zu den Meinen — doch was sah ich —

die beiden Frauen ganz in Thränen aufgelöst, die Freunde bleich und mit verstörten Mienen! In dieser Verfassung empfingen sie mich mit den Worten: „Du hast uns einen schönen Streich gespielt durch dein leichtsinniges und unverantwortliches Gebaren!“

Ich war wie aus den Wolken gefallen.

„Ja, was ist denn geschehen; was hab' ich denn verbrochen?“ rief ich, ganz eingeschüchtert. Nach und nach erfuhr ich dann, daß



Der Autor in seinem „Studio“ in Venedig.
Gezeichnet von H. Reinhart 1858.

ich mich so weit entfernt hatte, daß man mich nicht mehr sehen konnte. Infolgedessen die Weiber und Kinder am Ufer jämmerlich zu schreien begannen: „Il è perduto! Il è morto! Il è negato!“ und damit meine Frau und Freunde aus der Fassung brachten, so daß selbst, nachdem man mich wieder entdeckt hatte und auf dem Rückweg erblickte, die Vorstellung von der Möglichkeit einer solchen Katastrohe besonders bei den Frauen nur allmählich überwunden wurde, während sie bei den Männern sich in eine zornige Verurteilung meiner unbesonnenen Handlung verwandelte. — Mir

aber hatte diese Kraftprobe eine noch oft bewährte Sicherheit und Unerschrockenheit eingeflößt im Umgang und im Kampf mit dem feuchten Element, ein Gewinn, welcher bald darnach auch meinem Freunde Reinhart zu gute kam, wie wir noch hören werden.

Nach Venedig wieder zurückgekehrt, war das Erste, was ich unternahm, daß ich mir eine kleine Gondel, ein sogenanntes „Sandolo" mit allem Zubehör anschaffte und sofort die ziemlich schwere Kunst zu lernen begann, ein solches Fahrzeug nach venezianischer Art zu rudern und zu lenken, wobei mir mein Freund Reinhart und ein autochthoner Fischerjunge als Lehrmeister dienten. Wer je diese equilibristische Art zu rudern versucht oder nur mit einigem Verständnis beobachtet hat, wird es nicht verwunderlich finden, daß ich bei diesem Studium zirka dreimal ein unfreiwilliges Bad nahm. Gleich der erste derartige Unfall regte meinen Freund Reinhart, welcher demselben als Zeuge beiwohnte, zu folgenden herzlosen Versen an:

„Reich' Knabe mir die Ruderstange — Will selber nun der Fährmann sein — Mir ist vor dieser Kunst nicht bange — Fuhr oft in Laxenburg allein — Er spricht's, das Ruder in der Gabel — Und lenkt das Schiff mit stolzem Mut. — Da plötzlich: „Plumps!" liegt bis zum Nabel — Er in der salzig grünen Flut! — Ins Boot zurückgekehrt, umkosen — Ihn laue Lüfte sanft und lind — und vor ihm hängen seine Hosen — Bis trocken sie geworden sind!"

Gleichzeitig mit uns hatten auch drei andere liebe Freunde in Venedig ihren zeitweiligen Aufenthalt genommen, es waren dies die schon erwähnten Maler: Karl Schönbrunner, Anton Roux und Ludwig Mayer. Sie hatten gemeinschaftlich ein Atelier gemietet und wohnten bei der Familie eines Gondoliers auf der „Zattere".

Auch Professor Karl Rahl kam in Begleitung seines Freundes, des Architekten Hansen, auf einige Tage nach Venedig. Liebenswürdig und freundschaftlich wie immer, machte er mir sofort einen Besuch, um eine Anzahl von Porträtstudien, an denen ich bereits arbeitete, zu beurteilen. In seinem bewährten Eifer, junge Künstler durch sein Können und seine künstlerische Erfahrung zu fördern, griff er sofort nach Pinsel und Palette und lasierte und vollendete vor meinen Augen einen der von mir bereits untermalten Studienköpfe.

Auch in das Atelier meiner eben genannten Freunde begab er sich und unterstützte sie mit Rat und That bei der Durchführung ihrer begonnenen Arbeiten.

Was meine künstlerische Thätigkeit betraf, so war ich damals bemüht, mich in der durch einseitige Übung im Komponieren und Zeichnen vernachlässigten Beherrschung der Ölmalerei zu vervollkommnen. War dann mein Tagewerk auf diesem Gebiet beendet, so bestieg ich freudig mein „Sandolo", um mich in allen Ruderkünsten eines venetianischen Gondoliers zu üben. In verhältnismäßig kurzer Zeit schon lenkte ich, da ich unfreiwillige Bäder, wie früher erwähnt, nicht scheute, mein leichtes Fahrzeug nicht nur mit vollkommener Sicherheit, sondern auch mit einer gewissen Eleganz und Würde, ob ich nun allein auf demselben stehend und rudernd die Flut gemächlich oder mit noch zwei anderen Ruderern wie im Fluge durchschnitt.

Freilich hatte ich bis dahin diese Studien nur in den meine Wohnung umgebenden einsamen Kanälen oder auf der nahen freien Lagune betrieben, und mich in das von zahlreichen Gondeln und Barken belebte innere Kanallabyrinth noch nicht gewagt. Als ich endlich den ersten derartigen Versuch unternahm, begegnete mir nachfolgende Geschichte:

Eines Vormittags besuchte mich ein junger deutscher Architekt Namens Forster, dessen Bekanntschaft ich in Venedig gemacht hatte. Nach der Besichtigung und Besprechung meiner Malstudien erkundigte er sich um meine Fortschritte in den Gondolierkünsten.

Natürlich lud ich ihn sofort ein, mein „Sandolo" zu besteigen, um ihm dieselben „ad occulos“ zu demonstrieren. Ich führte ihn durch einige Kanäle in die Lagune hinaus und erntete dort durch mein sicheres und gewandtes Manövrieren seine volle Anerkennung. „Alle Achtung," sagte er, „vor Ihrer so rasch erworbenen Geschicklichkeit — aber das Fahren, Ausweichen, Anlanden und so weiter in den engeren und belebteren Kanälen, das könnten Sie doch noch nicht wagen."

Meine durch einen solchen Zweifel aufgestachelte Eitelkeit veranlaßte mich sogleich prahlerisch zu erwidern: „daß ich jeden Augenblick bereit sei, dieses Wagnis zu unternehmen, es frage sich nur, ob er den Mut habe, demselben als Zeuge beizuwohnen?" Natürlich

überwand diese spöttische Bemerkung sofort alle ihm durch den Kopf gehenden Bedenken. Nachdem er mir daher den Ort bezeichnet hatte, wo er aussteigen wollte, begannen wir, er als Passagier und ich als Gondolier unsere Fahrt, während welcher wir einige der belebtesten Kanäle durchkreuzen mußten. — Mir war dabei keineswegs so fröhlich zu Mute, wie ich fingierte, aber trotzdem war ich entschlossen, mit größter Aufmerksamkeit und Kaltblütigkeit mich aus der nicht unbedenklichen Affaire zu ziehen. — Vor jeder Kanalecke rief ich mit Stentorstimme die wohleinstudierten Warnungsrufe der Gondoliere: „Ahö!“ und dann je nach der Situation: „Sia stalli!“ oder „A premi“, um einen etwa mir seitlich entgegenkommenden, aber noch nicht sichtbaren Ruderer betreffs meiner Fahrrichtung rechtzeitig zu avisieren. — So passierte ich eine Gondel und Barke nach der anderen tadellos und behandelte, auf dem erhöhten Rückteil meines schwankenden Fahrzeuges balancierend, das bei solchen Gelegenheiten notwendige Einziehen und Wiederauslegen des Ruders mit solcher Grazie und Sicherheit, daß mein Freund seiner aufrichtigen Bewunderung keine Grenzen setzte und mir der Hochmutskamm gewaltig schwoll, je mehr wir uns dem Ziele näherten.

Dicht neben der Landungsstelle überspannte den ziemlich engen Kanal eine der zahllosen steinernen Brücken, über die, da es eben Mittag geworden war, ein dicht gedrängter Menschenstrom vom Markusplatz gegen den „Rialto“ hin sich bewegte. Derselbe staute sich aber sofort neugierig auf der Brücke, als ich die vermeintlich letzte Schwierigkeit des Anlegens und plötzlichen Stillhaltens an den schlüpfrigen Marmorstufen ebenfalls glücklich durchgeführt hatte und von meinem Freunde selbstbewußt und natürlich deutsch sprechend, Abschied nahm.

„Ecco! ecco! Varda! varda! Un Tedesco chi voga! Fiol’ d’un can’, el vada in malora!“ — Diese keineswegs schmeichelhaften und den damals wieder erwachten Deutschenhaß der Italiener bezeichnenden Rufe aus der immer mehr und mehr anwachsenden Zuschauermenge, bestimmten mich nicht unter der Brücke durchzufahren, weil ich ein eventuelles Angespucktwerden nicht riskieren wollte. Ich beschloß daher umzukehren und schwenkte mit zwei kraftvollen Ruderschlägen, die der Menge imponieren sollten, mein Boot herum. Da, ein gewaltiger Ruck! der mich fast ins Wasser schleuderte, und mein

„Sandolo“ stand unter dem infernalen Hohngelächter aller Zuschauer, eingekeilt zwischen den beiderseitigen Häusermauern und quer über den, nur um einen einzigen Zoll zu schmalen Kanal! — In diesem fatalen Augenblick gewahrte ich, nur mehr hundert Schritte entfernt, einen stämmigen Gondolier, der seine Barke direkt auf mich lossteuerte, mit der zweifellos tückischen Absicht, mein armes „Sandolo“ rücksichtslos in den Grund zu bohren! Schon sah ich mich im Geist wie einen nassen Pudel dem Kanal entsteigen und unter dem Triumphgeheul des mir folgenden welschen Pöbels die Flucht ergreifen! Da, von einer wahren Berserkerwut erfaßt, sprang ich nach dem Vorderteil meines Nachens und riß denselben, das Ruder in den Grund setzend und als Hebel benützend, von der Mauerwand mit einer solchen Gewalt los, daß die eiserne Spitze des „Sandolos“ abbrach, sprang dann wieder zurück und rauschte gleich darauf mit mächtigen Ruderschlägen davon, gefolgt von der mir schon ganz nahe gekommenen Barke und den nun nicht mehr ironischen Bravorufen der durch meine Geistesgegenwart und Gewandtheit überraschten Venezianer.

Es war dies aber nicht das erste, noch das letzte Abenteuer, welches ich auf und in den salzigen Gewässern Venedigs zu bestehen hatte.

So war mir einige Wochen vorher schon folgendes passiert: Mein Freund Reinhart und ich fuhren noch den ganzen Monat Oktober hindurch fast täglich auf die nahe Lagune, um zu baden. Dieselbe ist, wie bekannt, nur zur Flutzeit zirka einen Meter hoch vom Wasser bedeckt, aber von tiefen, mehr und weniger breiten Wasserstraßen durchkreuzt, welche, um ihre Richtung für tiefgehende Schiffe kenntlich zu machen, in gewissen Abständen mit eingerammten Pfählen besetzt sind. An einem solchen Pfahl pflegten wir unser „Sandolo“ festzulegen und, nachdem wir uns entkleidet hatten, sprangen wir per Kopf in die Flut und tummelten uns in ihr herum, dabei übten wir auch einige Male die Kunst, einem Ertrinkenden beizuspringen und zu retten, was am leichtesten gelang, wenn der Gefährdete seinem Retter nur eine Hand auf die Achsel legte, um ihn so im Schwimmen nicht zu hindern.

Eines Tages, es war gerade die Ebbe in vollem Zuge, bei welcher die Gewässer der Lagune mit ziemlicher Schnelligkeit dem

offenen Meere zuströmen, schlug ich meinem Freunde vor, zu versuchen, wer von uns beiden als Erster gegen den Strom schwimmend den nächsten, einige hundert Schritte entfernten Markierungspfahl erreichen würde.

Als aber mein Gegner nach einigen Tempi merkte, daß ich ihm an Kraft überlegen sei, schwenkte er seitlich ab und, im seichten Wasser watend, suchte er mich zu überholen, um dann schwimmend den Strom zu übersetzen und so vor mir das Ziel zu erreichen. Trotz meinem Geschrei: „daß das gegen die Verabredung sei und nicht gelte", versuchte ich doch mit Anstrengung aller Kräfte ihm zuvorzukommen. Schon waren wir, jeder in seiner Art, dem Ziele ziemlich nahe, als mein listiger Freund, der eben begonnen hatte, wieder schwimmend die Flut zu durchqueren, plötzlich nach Luft schnappend schrie: „Noltsch, komm her zu mir! Ich kann nicht mehr!" Ich jedoch hielt dies wieder nur für eine Kriegslist. Während ich aber mit einem höhnischen Gelächter nach ihm hinblickte, bemerkte ich, daß er wirklich machtlos mitten im Strome herabtrieb und sich nur mehr mit unregelmäßigen, krampfhaften Bewegungen über dem Wasser erhielt. Sofort änderte ich meine Richtung und war mit zwei Stößen neben ihm — in diesem Augenblick hielt er mich aber auch schon mit beiden Armen umklammert, so daß wir sogleich wie zwei aneinander geschmolzene Bleiklumpen untergingen. Nachdem ich uns mit einigen kräftigen Fußtempi wieder an die Oberfläche des Wassers gebracht hatte, schrie ich empört: „du, so haben wir aber das Retten nicht eingeübt!" Der Richtigkeit dieser Mahnung entsprechend, packte er mich jetzt wirklich nur bei der einen Achsel, so daß ich schwimmend uns über der Flut erhalten konnte. Da ich jedoch auch schon mit meinen Kräften ziemlich zu Ende war, trieben wir widerstandlos auf dem Strome dahin.

In dieser bedenklichen Situation erblickten wir in einiger Entfernung eine bemannte Gondel und fingen so laut wir konnten zu schreien an: „Gondola! Ajuto! ajuto!" In dem Moment aber, als die Angerufenen ihre Gondel wendeten, um uns Hilfe zu bringen, spürten wir Boden unter den Füßen und standen gleich darauf, nur bis zu den Hüften im Wasser, schnaubend und pustend da. Als gesittete Europäer kam unser erster Gedanke nach der eben überstandenen Lebensgefahr in dem Stoßseufzer zum Ausdruck: „Hoffent-

lich befinden sich keine Damen in der Gondel!" und zu unserer Genugthuung saßen richtig nur zwei Herren unter der zeltartigen „Tenda".

Mit der etwas verblümten Erklärung, daß ihn „soltanto un ganfio“, auf deutsch „nur ein Krampf", erfaßt hätte, ließ sich mein Freund, mit den Händen den Rand der Gondel fassend, zu unserem in der Nähe befindlichen Sandolo bringen, während ich, stolz jede Hilfe verschmähend, schwimmend nach demselben zurückkehrte.

Diese, wie noch einige andere etwas abenteuerliche Episoden waren aber nur eine Art von pikanter Würze der Hochgenüsse, welche mir mein häufiger Aufenthalt auf der weithingedehnten Lagune, oder das Durchstreifen der Kanäle im Innern der Stadt gewährte. So besuchte ich hie und da abends, von meinem Sandolo getragen, die, wie schon erwähnt, auf der „Zattere", also auf dem entgegengesetzten Ende der Stadt wohnenden Freunde. — Nach einem fröhlich gemütlichen Plausch bei einigen Cigarren und Gläsern heißen „Grogs" kehrte ich gegen Mitternacht bei Mond- und Sternenschein oder in unheimlicher Dunkelheit heim, teils durch einsame, enge Kanäle, teils über den majestätischen, aber ebenso einsamen „Canal grande". Fast lautlos glitt mein Fahrzeug auf der gleichfalls schweigenden oder nur leise rauschenden Flut dahin. Die regungslose Luft durchtönte nur das entfernte, dumpfe Brausen der Meeresbrandung am Lido und das Schlagen der Glocken, um Mitternacht aber ihr schwermütiges Geläute, das „De profundis“ der Toten. Welche Fülle von Poesie, von Gedanken und Gefühlen mir bei einer solchen Fahrt zu teil wurde, brauche ich mir verwandten Geistern und Gemütern nicht zu schildern.

Auf der Lagune wieder lag ich oft stundenlang sinnend, träumend und dichtend in meinem an einen Pfahl lose befestigten Kahn und ließ mich im Sonnenschein von den feuchten, lauen Lüften umfächeln und von den leichtbewegten Wellen schaukeln. Vor meinen Blicken aber lagen, je nach der wechselnden Stellung des Nachens, entweder die glänzende, schneebedeckte Kette der julischen Alpen oder die geheimnisvolle, wie dem Meer entstiegene, vieltürmige Stadt der Dogen.

Beglückt summte ich da den Refrain des venezianischen Volksliedes: „O — Venezia benedetta! non te voglio mai lassar,“ ohne

zu ahnen, daß ich die „bella Venezia“ nur zu bald wieder verlassen würde, denn die murmelnden Gewässer flüsterten mir keine Kunde zu von den sich im geheimen vorbereitenden politischen und kriegerischen Ereignissen des für Österreich so trauervollen Jahres 1859.

Die letzten Wochen des zu Ende gehenden Jahres 1858 aber ließen mich noch ein neues Lebensglück kennen lernen; denn während desselben beschenkte mich meine Frau mit einem Töchterlein, das nach ihrer Patin, der Frau meines Freundes Reinhart, Maria getauft und Marietta genannt wurde.

Bei ihrer Taufe in unserer Pfarrkirche San Marzilian ergab sich folgender heitere Vorfall. Als der Pfarrer, ein stattlicher alter Herr und echter Venezianer, die Einzeichnung in das Taufbuch vornahm, fragte er mich um meinen Taufnamen; ich erwiderte: „Venceslao!“ — „Ah! Venceslao! Venceslao! un nome molto exotico,“ rief erstaunt seine Hochwürden, der diesen Namen zum ersten Mal im Leben hörte. Dann fragte er weiter um den Taufnamen meines Vaters. „Venceslao,“ sagte ich. „Anche Venceslao? Curioso, molto curioso!“ schrie überrascht der Fragesteller und schüttelte verwundert das Haupt. Als aber dann mein Schwiegervater an die Reihe kam und ich auf die Frage: „E il nome del vostro suocero?“ wieder „Venceslao!“ antwortete, fiel dem würdigen Greis die Feder aus der Hand und er stotterte betroffen: „O! ah! come? anche Venceslao? Dunque tutti i tedeschi si chiamano Venceslao?“ Und selbst nach meiner und meines Freundes Reinhart Versicherung, daß nicht alle Deutschen „Wenzel“ hießen, murmelte, eine Prise nehmend, der aus der Fassung gebrachte Gottesmann noch einige Male nachdenklich: „Venceslao! Venceslao!“

Bald nach dem Festtage „Allerheiligen“, an welchem mein Freund Reinhart und ich — zum Entsetzen unserer venezianischen Bekannten — noch ein Bad in der Lagune nahmen, erfolgte ein Wettersturz, bei dem es sogar zum Schneien kam, und infolgedessen wurde es plötzlich empfindlich kalt, besonders in den Wohnungen mit ihren Steinfußböden und mangelhaft schließenden Fenstern und Thüren. Sofort hatten die Venezianerinnen ihre mit glühenden Kohlen gefüllten „Scaldini“ bei der Hand. Reinharts Schwager, ein Nachkomme der berühmten Familie Bembo, behielt beim Mittagessen seinen Mantel um und seinen Cylinderhut auf dem Kopfe.

Meine Frau und ich aber hatten beizeiten einen eisernen Ofen angeschafft und uns in das mit demselben ausgestattete Gemach unserer, ausnahmsweise durch Doppelfenster geschützten Wohnung zurückgezogen, und befanden uns in dem nach deutschen Begriffen mäßig erwärmten Raume ganz behaglich, während der venezianische



Unser Wohnhaus in Venedig 1858—59, zunächst der Kirche „Madonna del Orto“. Daneben in dem mit Obelisken geschmückten „Palazzo Spada“ wohnte mein Freund Reinhart.

Gezeichnet von Franzi Noltsch 1900.

Arzt, den wir wegen unseres Töchterchens einige Male konsultierten, das Zimmer stets mit dem Geschrei: „O, che caldo! che caldo!“ so schleunig als möglich verließ, ja manchmal nur bei der halbgeöffneten Thüre, den Kopf hereinsteckend, ordinierte.

Aus den Fenstern dieses, wie des danebenliegenden Gemaches, dessen Papiertapeten mit Szenen aus dem griechischen Freiheitskampfe geschmückt waren, überblickten wir den Hofraum, in welchem

sich eine mit vortrefflichem Trinkwasser gefüllte Zisterne befand, sowie den daranstoßenden kleinen Garten und weiterhin die Lagune mit den Inseln „San Michele, Murano, Burano, Torcello und San Francesco in deserto“ sowie das in dieser Richtung liegende Festland, über welchem bei klarer Luft auch die Alpenkette vom Monte Cavallo und Antelao im Cadore bis zum Monte Baldo am Gardasee sichtbar wurde. Obgleich unsere Wohnung so groß war, daß wir einige Zimmer unmöbliert lassen mußten, war die Jahresmiete doch nicht höher als die einer Wohnung von zwei, drei Zimmern in den Vorstädten Wiens. Auch die Lebensmittel waren dementsprechend billiger; Umstände, welche das Auskommen mit unseren bescheidenen Mitteln begünstigten — besonders als ich dieselben durch das Honorar vermehrte, welches mir der Zeichenunterricht in der Familie des damaligen Statthalters von Venedig, Grafen Bissingen, eintrug.

Das früher erwähnte Frostwetter verwandelte sich bald wieder in ein heiteres und sonniges, so daß ich, wie alle Welt, am Neujahrstage 1859 auf dem Markusplatze und der Riva Schiavoni im leichten Sommerrock herumspazierte. Da ich damals selten eine Zeitung in die Hand nahm, wurde ich erst durch die, die Kaffeehäuser besuchenden und daher die Tagesblätter lesenden, Freunde aufmerksam gemacht auf die drohenden und Aufsehen erregenden Worte, mit welchen an jenem Neujahrstage der damals im Zenith seines Ansehens stehende „Empereur“ der Franzosen den österreichischen Gesandten apostrophiert hatte. Trotz diesem „Wink mit dem Zaunpfahl“ und trotz der sichtlich sich steigernden Feindseligkeit der Venezianer gegenüber den Österreichern, ließen wir uns in unserem patriotischen Kraftgefühl keineswegs einschüchtern, sondern waren von der Unüberwindlichkeit unserer Armee überzeugt. In dieser Überzeugung wurden mein Freund Reinhart und ich besonders bestärkt bei einem Ausflug, den wir im Frühjahre nach Padua machten, wo ein Regiment Husaren, auf dem Durchmarsch nach Verona begriffen, an uns vorbei defilierte.

Diese martialischen Söhne der Pußta, die, von den finster, aber doch eingeschüchtert dreinschauenden Welschen angegafft, auf ihren schnaubenden und wiehernden Rossen klirrend und dröhnend vorüberzogen, konnten wir uns nur als Sieger denken.

Einige Zeit vor diesem Ausfluge nach Padua, an einem sommerschwülen Frühlingssonntag, hatte ich meine drei Freunde Schönbrunner, Roux und Mayer zu Tische geladen. Nachdem wir dann bei schwarzem Kaffee und türkischem Tabak in eine Diskussion geraten waren über Krieg und Kriegsgeschrei, aber leider nicht bloß „weit unten in der Türkei“, und meine Freunde, unsere schon recht lebendig zappelnde „Marietta“ selbstverständlicherweise genugsam bewundert und gepriesen hatten, beschlossen wir, in meinem Sandolo noch eine Spazierfahrt zu unternehmen. Schönbrunner und Roux waren



„Casa degli Spiriti“ an der „Sacca della Misericordia“ in Venedig, im Hintergrunde der Turm von Madonna del Orto. Gezeichnet von Franzi Noltsch 1900.
Hier versammelten sich zur Zeit Titians die damals vornehmsten Gelehrten, Künstler und Poeten Venedigs zu heiteren Symposien.

durch öftere Übungen unter meiner Leitung, wenn auch nicht Lenker, so doch ganz gediegene Ruderer in venezianischer Weise geworden.

So ging es denn mit drei Rudern rasch und flott in die Lagune hinaus, über deren nördlichem Rande, das Hochgebirge verhüllend, eine mächtige dunkle Gewitterwand lagerte, welche langsam zum Zenith emporstieg, während der übrige Teil des Himmels, wie die Lagune, noch im strahlendsten Sonnenlichte glänzten. Daß binnen kurzem ein tüchtiger Windstoß zu erwarten war, bezweifelten wir nicht, ja wir sahen dem Geschaukeltwerden mit größtem Vergnügen entgegen.

Da bemerkten wir, wie die dunkle Wolkenwand uns gegenüber plötzlich zerriß, so daß einige schneebedeckte Berge zum Vor-

schein kamen und die bisher glatte Fläche der Lagune seltsam zu zittern und zu glitzern begann, welche Erscheinungen ein unheimliches, immer näher kommendes Rauschen und Brausen begleitete. Während ich aber noch überlegte, ob ein beschleunigter Rückzug nicht doch angezeigt wäre, erfaßte uns schon ein orkanartiger Sturmwind und jagte unser von weißen Schaumwellen umwogtes Sandolo trotz aller unserer Anstrengungen unwiderstehlich gegen die Mauern der an diesem Punkt den Abschluß der Stadt bildenden Gärten und Holzmagazine, an denen unser Boot augenscheinlich zerschellen mußte. Da fiel mir noch rechtzeitig folgende Möglichkeit unserer Rettung ein: Etwas seitlich von der Richtung, in welcher uns der Sturm gegen die Mauern jagte, liegt eine Einbuchtung der Lagune, die sogenannte „Sacca della Misericordia", stets bedeckt von zahlreichen Holzflößen. In der Ecke, welche diese mit den Mauern der „Casa degli spiriti" bildete, befand sich eine Sandbank, welche selbst sturmgepeitschte Wellen höchstens kniehoch überfluten konnten, so daß, wenn unser Boot dort auch leck würde oder sich mit Wasser füllte, das nächstliegende Floß watend zu erreichen war. Mit größtmöglichster Kraft und Umsicht steuerte ich dorthin und zwar so nahe als möglich an jenes Floß heran. Es handelte sich dabei nur um ein Dutzend richtiger Ruderschläge, denn der Sturm trieb uns mit der Schnelligkeit eines Eisenbahnzuges vor sich her. Da! ein letzter kräftiger Druck des Ruders und nur 1½ Meter entfernt von dem wellenumschäumten Floß lief das wackere Sandolo knirschend auf die Sandbank, ohne entzwei zu gehen, aber tüchtig überschwemmt von der tosenden Brandung.

Wir nahmen so zwar ein gehöriges Fußbad, waren aber auch jeder Gefahr entkommen. Von einem Floßwächter, der uns zu Hilfe eilte, unterstützt, brachten wir unseren Nachen so nahe an das Floß, daß wir auf dasselbe steigen konnten.

Als aber bald darauf der Sturm ebenso plötzlich endete, wie er begonnen hatte, begaben wir uns, nach der Entwässerung unseres Fahrzeuges, so rasch als möglich auf die Heimfahrt, um besonders meine Frau über unser Schicksal zu beruhigen.

Der Gondolier und Hausherr meiner Freunde jedoch schlug bei der Erzählung ihres Erlebnisses entsetzt die Hände über dem Kopf zusammen und teilte ihnen mit, daß eine Gondel und eine

Barke mit ihrer Bemannung während dieses Sturmes auf der Fahrt von Fusina nach Venedig verunglückt seien.

Und wer weiß, was mit uns geschehen wäre, wenn ich mich nicht rechtzeitig jener Sandbank erinnert und dieselbe glücklich erreicht hätte.

Hier will ich nun gleich das letzte derartige, von mir auf der Lagune erlebte Geschichtchen anschließen, und zwar auf den Verdacht hin, mit demselben die Thaten des gegenwärtig so berühmten Heroen „Old shatterhand“, Carl Mays, verdunkeln zu wollen.

In diesem Geschichtchen spiele ich nämlich schon wieder die Heldenrolle eines Lebensretters, die jedoch auch diesmal durch den Umstand beeinträchtigt wurde, daß ich an der Herbeiführung der betreffenden Lebensgefahren nicht ganz unschuldig war.

Mein Freund Ludwig Mayer, der jedoch nichts weniger als ein „Kraft-Mayer“ war, ließ sich an einem sonnigen, aber etwas windigen Tag von mir auf die Lagune hinausrudern. Nachdem wir eine Zeit lang hin und her gekreuzt hatten, beschlossen wir den Nachen an einem der schon erwähnten Markierungspfähle anzubinden, um von den Wellen gewiegt, das uns umgebende, malerische Panorama zu genießen. Nun war aber der Wind so stark, daß wenn ich zu rudern aufhörte, um den Pfahl zu erfassen, er uns von demselben schon wieder abgetrieben hatte. Ich bat deshalb meinen Freund, den Pfahl nur solange festzuhalten, bis ich das Ruder einziehen und das Geschäft des Anbindens beginnen könnte. Selbstverständlich war er sofort bereit, diesen scheinbar unbedeutenden Auftrag zu übernehmen. Ich schwenkte daher mein Sandolo wieder herum und trieb es dicht an das Pfahlwerk heran. Freund Mayer umklammerte dasselbe, stieß aber dabei das Boot mit den Füßen von sich weg und rutschte den Pfahl herab der Wasserfläche entgegen. Entsetzt riß ich das Ruder herein, war mit einem Sprung bei ihm, erwischte noch seine Beine und warf mich samt ihm rücklings ins Boot zurück.

Wenn ich um das Bruchteil einer Sekunde zu spät gekommen wäre, würde ich jetzt kaum in der Lage sein, dieses Geschichtchen zu erzählen, denn wahrscheinlich wäre ich, um den des Schwimmens unkundigen Freund zu retten, ins Wasser gesprungen, dadurch hätte der Wind das führerlose Sandolo hinweggetrieben und unsere Situation wäre infolgedessen eine geradezu hoffnungslose gewesen.

So aber hatte sich zum Glück Freund Mayer nur die Wange blutig geschunden und mit diesem verhältnismäßig günstigen Resultat traten wir in etwas gedrückter Stimmung die Rückfahrt an.

Venedig hatte damals noch wenig unter der seitdem beliebt oder notwendig gewordenen Modernisierung gelitten. Außer dem Eisenbahnviadukt über die Lagune und den beiden scheußlichen Eisenbrücken über den Canal grande war es noch ziemlich so, wie es Goethe und Platen gekannt und bewundert hatten.

Sowohl meine Frau, wie ich waren unserer geistigen wie gemütlichen Veranlagung nach so recht geeignet, den ganzen Zauber zu empfinden und zu genießen, den diese in ihrer Art einzige Stadt der Welt auf empfängliche Menschenkinder ausübt.

Ja! „Venedig liegt nur noch im Land der Träume und wirft nur Schatten her aus alten Tagen," — aber mit welch' unvergleichlichen, erhebenden und beglückenden Genüssen erfüllen uns jene Träume und diese Schatten. Denn sie sind keine farblosen Schemen, sondern sowohl ihre Kunstgebilde wie die sie umgebenden Naturerscheinungen glühen und leuchten in allen Elementen des prismatisch gebrochenen Sonnenlichtes.

Nie sind in Verbindung mit den vielfältigen Schönheiten der Natur ideale Kräfte und reale Kapitalien bedeutungsvoller und zugleich fruchtbringender angewendet, ja verschwendet worden, wie während des Mittelalters und der Renaissancezeit in ganz Italien und besonders auch in Venedig. Ein beträchtlicher Teil der Nachkommen jener ebenso glaubenseifrigen wie kraftvollen Geschlechter, lebt nun von deren unsterblichen Schöpfungen, die, mit Selbstbewußtsein umgestaltet, dem mit Schönheitskeimen übersäeten Boden der antiken Welt entsproßten.

Die politische Situation war am Beginn des Jahres 1859 „im wunderschönen Monat Mai, als alle Knospen sprangen," eine derartige geworden, daß der Krieg zwischen Österreich und dem mit Frankreich verbündeten Piemont unvermeidlich wurde. Schon seit längerer Zeit passierten meistens bei Nacht österreichische Regimenter mit Sack und Pack auf Dampfern von Triest kommend, die engen Gassen und zahllosen Brücken der Lagunenstadt, wobei häufig die armen von den Italianissimi grimmig gehaßten „Croati" auf den ihnen ungewohnten glatten Marmorstufen der Brücken ausgleitend,

mit Waffen und Rüstzeug beladen, klirrend und polternd hinabrutschten, was natürlich dem welschen Plebs immer einige Genugthuung gewährte.

Indessen hatte Österreich einen Offizier mit der Kriegserklärung nach Turin gesendet und dem sogenannten „Galantuomo“ auf dem dortigen Thron eine „dreitägige Bedenkzeit“ in übel ange-



Mein Töchterlein Marietta im Jahre 1862.
Gezeichnet von W. O. Noltsch.

brachter „Ritterlichkeit“ zugestanden, welche Frist die rücksichtsloseren Gegner selbstverständlich benützten, um ihre Streitkräfte zu vereinigen. Bald hieß es auch, daß die franko-sardinische Kriegsflotte bereits in die Adria eingelaufen sei und nächstens vor Venedig erscheinen werde, so daß ich schon jeden Morgen auf das ziemlich flache Dach unseres Wohnhauses stieg, um mit meinem Fernrohr nach derselben zu spähen.

Einigemale besuchte ich auch die mir befreundeten österreichischen Marineoffiziere Czedik, Seemann, Frankl und Wimpffen auf unseren

im Hafen von Malamocco verankerten Kriegsschiffen, welche wegen ihrer Minderzahl jedem Kampf mit dem überlegenen Feinde ausweichen mußten.

Während dieser kriegerischen Vorbereitungen wurden meine Frau und ich von meinen Eltern brieflich bestürmt, das jetzt aus allen möglichen Ursachen unsichere Venedig mit einem, wenigstens zeitweiligen Aufenthalte in Wien zu vertauschen, wobei der Wunsch, ihre erste Enkelin begrüßen und adorieren zu können, nicht in letzter Linie mitwirkte.

Natürlich wurden wir diesen Manifestationen der Liebe gegenüber endlich auch weich gestimmt, und verließen daher an einem herrlichen Maimorgen Venedig mit dem letzten von dort nach Triest verkehrenden Dampfer, nachdem wir unsere Wohnung und Habseligkeiten der Obhut des Ehepaares Reinhart übergeben und nur unser Kind als das wertvollste Objekt mitgenommen hatten.

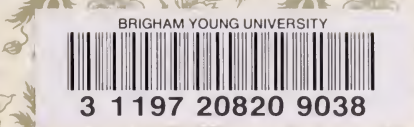
So saßen wir denn — meine Frau mit dem Säugling in den Armen — auf dem Verdeck des Schiffes und sahen mit thränenfeuchten Augen, die von uns trotz alledem so geliebte Venezia wie eine Fata morgana hinter uns ins Meer sinken, während die Blicke des auf der Kommandobrücke stehenden Kapitäns einige im Süden aus der sonnenbeglänzten Adria aufsteigende Rauchstreifen bedenklich fixierten, denn seiner Meinung nach waren es die bedrohlichen Anzeichen der schon herandampfenden feindlichen Flotte und konnten wir von Glück sagen, wenn wir nicht gekapert wurden.

Nach einer qualvollen, langen Eisenbahnfahrt in von noch anderen Flüchtlingen gefüllten Waggons und fast in jeder Station aufgehalten durch endlose, mit Mannschaften, Pferden und Kriegsgeräten beladenen Gegenzügen, langten wir endlich in Wien an und legten die schon ungeduldig und reisemüde gewordene Enkelin in die Arme ihrer beglückten Großeltern!

(Ende des I. Bandes.)








Buchbinderei, Leipzig.